

ARCH

2018—2



ARCH

2018—2

Architektur mit Faserzement

Wohngenuss oder Dichtestress?
Um mehr Wohnraum zu schaffen, werden bestehende
Siedlungsgebiete erneuert und ergänzt.
Gefragt sind neue Bauten und Wohnformen.

WOHNBAU: SIEDLUNGEN

Michael Meier & Marius Hug und Armon Semadeni
Siedlung Stöckacker Süd, Bern

Buchner Bründler Architekten
Genossenschaftshaus Stadterle, Basel

Adrian Streich Architekten
Wohnhaus B3 Green City, Zürich

**swiss
pearl®**

- 3 **DOMINO**
- 4 **FLASHBACK**

WOHNBAU: SIEDLUNGEN

- 8 **SHARING WIE IM GRANDHOTEL**
In seinem Essay erörtert der Historiker Daniel Kurz die unterschiedlichen Bedürfnisse, die ans Wohnen gestellt werden, und fragt sich, wieso ideenreiche Wohnüberbauungen die Ausnahme bleiben.
- 12 **SIEDLUNG STÖCKACKER SÜD, BERN**
MICHAEL MEIER & MARIUS HUG UND ARMON SEMADENI
Die Neubauten in einer bestehenden Siedlung bedeuten eine Stadterneuerung. Als Bauherrin wollte die Stadt Bern eine städtebaulich und architektonisch wie auch sozial und ökologisch mustergültige Siedlung erstellen.
- 24 **GENOSSENSCHAFTSHAUS STADTERLE, BASEL**
BUCHNER BRÜNDLER
- 28 **WOHNHAUS B3 GREEN CITY, ZÜRICH**
ADRIAN STREICH
- 32 **BIKE CITY UND TIME 2 LIVE, WIEN**
KÖNIGLARCH ARCHITEKTEN
- 33 **WOHNÜBERBAUUNG ROOST, ZUG**
GMÜR & GESCHWENTNER
- 34 **ÜBERBAUUNG STADTWERK LEHEN, SALZBURG**
TRANSPARADISO
- 35 **BEDNAR PARK RESIDENCES, WIEN**
BAUMSCHLAGER EBERLE
- 36 **SIEDLUNG HOFWIESENWEG, WINTERTHUR**
ATELIER STRUT

- 38 **KNOW-HOW**
- 40 **DESIGN**
- 42 **CARTE BLANCHE & JAUNE**

EDITORIAL

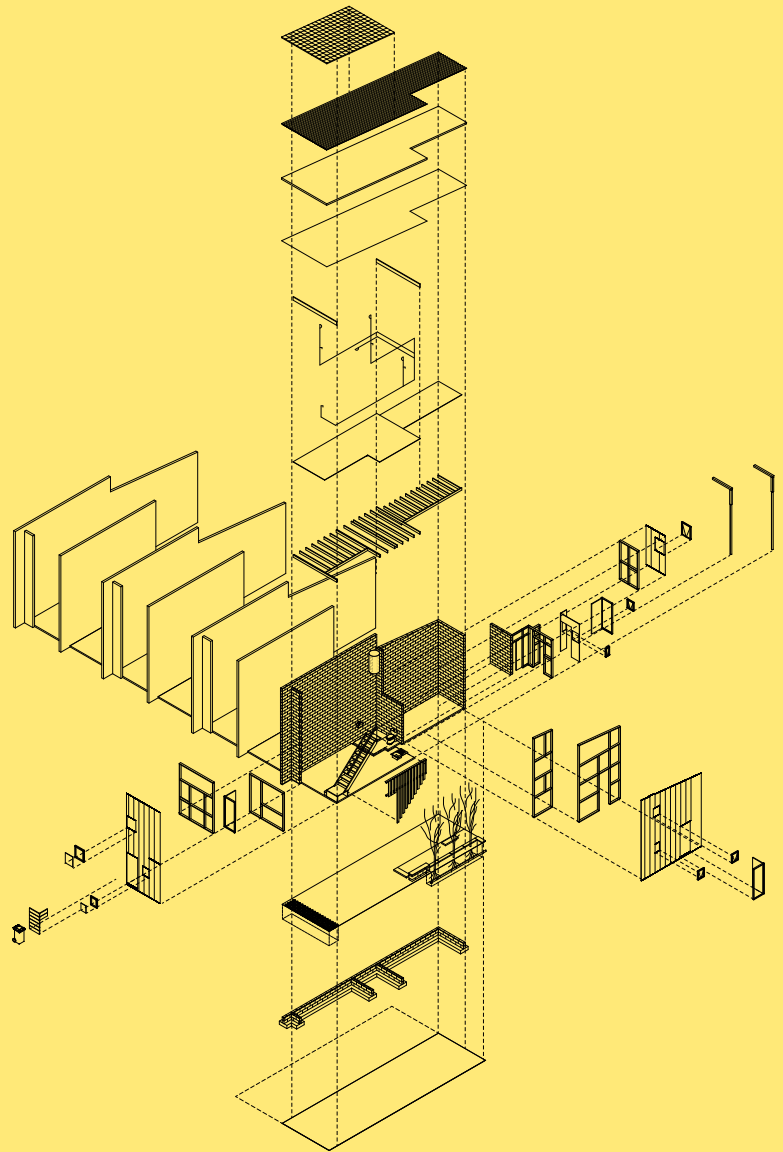
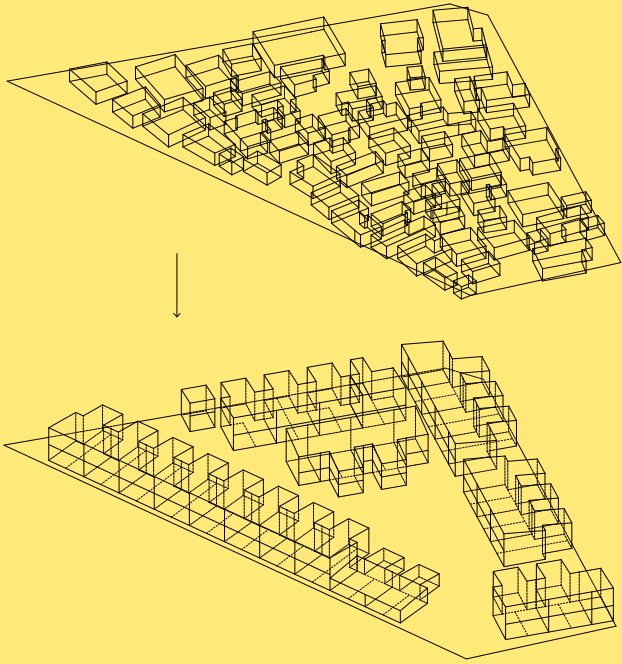
Zusammen leben

Das vorliegende Heft widmet sich dem grossmassstäblichen urbanen Wohnungsbau: mehrgeschossigen Häusern, Siedlungen oder Überbauungen mit zusätzlichen Nutzungen. Viele dieser Bauten sind in Faserzement gekleidet: ihre Fassaden und Dächer, grossflächig oder partiell. Auch gewellte Faserzementplatten finden sich an so manchem Wohngebäude.

Die hohe Zuwanderung und die räumliche Ballung der Nutzungen lassen unsere Städte wachsen und stellen uns vor grosse Herausforderungen. So haben neue Wohnbauten hohen Ansprüchen zu genügen: Die Grundrisse müssen den sich wandelnden Lebensformen entsprechen, die Gebäude sollen ressourcenschonend und nachhaltig erbaut werden und die Charakteristik des Städtebaus fortschreiben. Der Wohnungsbau ist eine höchst komplexe Bauaufgabe auf verschiedenen Massstabsebenen; nebst städtebaulichen und architektonischen sind auch soziale und gesellschaftsrelevante Aufgaben zu meistern.

Die in diesem Heft vorgestellten Beispiele stammen aus grossen und kleinen Städten in der Schweiz und in Österreich. Sie zeigen je eigene Ansätze und Schwerpunkte auf. Alle suchen sie nach zeitgemässen Wohnbauformen und Wohnlichkeit.

Michael Hanak, Chefredaktor



Drei Anliegen standen beim interdisziplinären Entwicklungsprojekt «Empower» von Urban-Think Tank im Vordergrund, um den Slum in Khayelitsha, eine der grössten Townships in Südafrika am Stadtrand von Kapstadt, aufzuwerten: 1. ein partizipativer Planungsprozess; 2. der Prototyp eines zweigeschossigen Wohnblocks; 3. den Lebensunterhalt ins Programm zu integrieren. Mit einem festen Servicekern und einer schützenden, temporären Fassadenbekleidung können die Wohnbauten schrittweise verbessert werden.



DOMINO – Eine Persönlichkeit aus Architektur und Design stellt einem Kollegen oder einer Kollegin eine Frage, die unsere Gesellschaft bewegt. Der österreichische Designer und Designtheoretiker Harald Gründl fragte den Architekten Hubert Klumpner, Professor für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich:

WIE ENTWIRFT MAN HÄUSER FÜR SLUMS ODER INFORMELLE SIEDLUNGEN?

Mehr als neunzig Prozent aller Gebäude dieser Welt sind ohne Architekten entworfen und gebaut worden. Das ist weder ein Problem der Architektur noch des Städtebaus, sondern der Architekten, und hat verschiedene Gründe. Ihr berufliches Talent entfaltet sich losgelöst von den grossen Herausforderungen der Bevölkerungsgruppen mit dem geringsten Einkommen. Nur durch den Markt allein werden keine Entwurfslösungen, etwa für den öffentlichen Raum, entstehen, obwohl dafür ein grosses Bedürfnis vorhanden ist. Stadtplanung braucht deshalb entschiedene Führung und Handlungsbereitschaft, um die «Top-down-» und die «Bottom-up»-Kräfte miteinander in Einklang zu bringen. Es gibt jedoch weitere Hürden: An entscheidenden Stellen sitzen zu viele bestechliche Leute; zudem gehört es nicht mehr zum Berufsbild der Architekten, über das ihnen zugewiesene, eng begrenzte Marktsegment hinausblicken. Aus meiner Sicht befassen sie sich zu wenig mit den grossen Herausforderungen der Gesellschaft. Ich hingegen finde, dass die Slums die nächste Herausforderung und gleichzeitig das Labor für Innovation sind, in dem heute Städte neu erfunden und getestet werden.

Während prominente Stimmen behaupten, dass wir die Stadt für eine alternde Gesellschaft gestalten müssen, belegen demografische Daten, dass das Zusammenleben der Generationen ein eng verwobener, organischer Prozess ist. Noch nie war die Weltbe-

völkerung so jung wie heute: Mehr als die Hälfte der 7,8 Milliarden Menschen auf der Welt sind unter 25 Jahre alt. Bald wird einer von drei jungen Menschen in Afrika aufwachsen und neun von zehn Menschen in Entwicklungsländern leben. Wer diese Tatsachen ausblendet, schaut in die falsche Richtung. In diesem Zusammenhang sehen wir, dass Menschen – nicht Maschinen – die Infrastrukturen ersetzen können, wenn wir Prozesse und Objekte aktiv gestalten und gleichzeitig verstehen, mit welchen Herausforderungen die Gesellschaft konfrontiert ist. Junge Menschen in unseren Städten stellen heute die höchsten Anforderungen in allen Bereichen an unsere Gesellschaft.

So steckt der weltweite Urbanisierungsprozess in einer tiefen Krise. Weil bessere Lösungen fehlen, beginnt der Bau der meisten Siedlungen weltweit, indem Slums entstehen. Wir haben dies als Tatsache und Aufgabe akzeptiert, obschon wir wissen, dass es starke Allianzen und viele engagierte Entwerfer und Designer brauchen wird, um dieses Problem zu lösen.

Es stimmt, dass man nicht mehr in einer Stadt leben muss, um ein urbanes Leben zu führen. Es trifft aber auch zu, dass man heute gänzlich ohne urbane Qualitäten in einer Stadt leben kann. Das führt zu einer Situation, in der urban nicht mehr das Gegenteil von ländlich bedeutet, sondern einen Zustand des Nicht-Urbanen beschreibt. Weder Urbanisierungsprozesse noch informelle Städte können dieses Dilemma lösen. Es gilt vielmehr, eine neue Urbanität zu schaffen, die das Informelle formalisiert und das Formelle ins Informelle auflöst. Es ist ein Prozess, bei dem eine Synthese entsteht, die wiederum zu einer dritten Ordnung führt. Das bedeutet konkret, dass Urbanisierungsprojekte qualitativ und quantitativ aufgewertet werden müssen, um in allen Massstäben Entwurfslösungen für ein alternatives urbanes Paradigma entwickeln zu können. Darin besteht wohl die derzeit grösste Herausforderung.

In der nächsten Ausgabe von ARCH fragt Hubert Klumpner den Direktor des Architekturmuseums München, Andres Lepik: «Kann eine Architekturausstellung Einfluss auf die Gesellschaft haben?»



Hubert Klumpner (*1965) und sein Partner Alfredo Brillembourg (*1961) sind Gründer und Direktoren des Urban-Think Tank (U-TT) in Caracas, São Paulo und Zürich. Seit 2010 haben sie den Lehrstuhl für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich inne.

FLASHBACK – Mit dem Bau des Ortstockhauses gelangte die Moderne in die abgeschiedene Glarner Bergwelt. In einer Art Willkommensgeste wendet sich die konkave Form dem Ortstock zu. Unlängst wurde der alpine Pionierbau sorgfältig renoviert.

GESTE DER GEBORGENHEIT

Das Berggasthaus, das Hans Leuzinger 1931 oberhalb von Braunwald erbaute, liegt auf einer Sonnenterrasse. Seine gebogenen Form nimmt Bezug auf die dahinterliegende Bergkette und wendet sich in einer Art Willkommensgeste dem Ortstock zu. Mit der konkaven Form, einem weit auskragenden Pultdach und einer mit gleichformatigen Platten gefügten Fassade verliet der Architekt dem Bau ein charakteristisches Erscheinungsbild. Die Fenster samt Läden – Schiebeläden im Erdgeschoss und Klapppläden im Obergeschoss – und die leicht vorkragenden Fenstersimse bilden horizontale Bänder.

Das Holzfachwerk wurde allseitig mit grossformatigen, schwarz durchgefärbten Faserzementplatten versehen. Das handliche Plattenformat fand Leuzinger, indem er die Fabrikationsgrösse viertelte. «Es schien mir widersinnig, dass der Eternit, der in grossen Tafeln von 1,20 mal 2,40 m fabrikmässig hergestellt wird, zu seiner Verwendung als Aussenbekleidung von Bauten

wieder in kleinste Formate zerschnitten werde, in blosser Nachahmung der Holzschindel- oder Schieferbekleidung», wird der Architekt in der Zeitschrift *Baumeister* von 1932 zitiert. Damit beherzigte er Adolf Loos' *Regeln für den, der in den Bergen baut*: «Achte auf die formen, in denen der bauer baut. Denn sie sind der urväterweisheit geronnene substanz. Aber suche den grund der form auf.

Haben die fortschritte der technik es möglich gemacht, die form zu verbessern, so ist immer diese verbesserung zu verwenden.»

Nach einem Besitzerwechsel nahm man 2016 die seit längerem anstehende Sanierung in Angriff. Die Architekten strebten danach, den ursprünglichen Bau so weit als möglich wiederherzustellen, ihn aber für die weitere Nutzung als Gasthaus zu ertüchtigen. Wäh-

die weissen Fensterrahmen und das Rot von Fensterläden, Dachgebälk und Rundstützen der Vorhalle einen klassischen modernen Farbkontrast. Im Entwicklungslabor der Eternit (Schweiz) AG versuchte man, die Farbe der Originalplatten nachzumischen. Die Resultate waren aber zu wenig zufriedenstellend, da die einstige Faseroptik fehlte. Daher fiel die Wahl auf die anthrazitfarbene Platte aus der Xpressiv-Kollektion (Dark Grey 8220): Sie kam der ursprünglichen Optik am nächsten. Das Ravenna-Rot der Holzteile entsprach – zufälliger- und glücklicherweise – dem Farbton der Avera-Kollektion (AV 030). So wurden Platten dieses Farbtönen für die Füllungen der Schiebeläden eingesetzt.

Michael Hanak



Die Postkarte aus den 1930er-Jahren zeigt das Ortstockhaus in seinem ursprünglichen Zustand. (Foto: Hans Schönwetter-Elmer)

rend nur vier Monaten im Sommerhalbjahr wurden originale Bauteile instand gesetzt, spätere Umbauten rückgebaut, fehlende alte Bauteile rekonstruiert und neue Sanitär- und Haustechnikanlagen, etwa Küche und Waschräume, installiert.

Die ursprüngliche Farbigekeit wiederherzustellen, war ein zentraler Aspekt der Sanierung. Einst bildeten die schwarzen Platten,



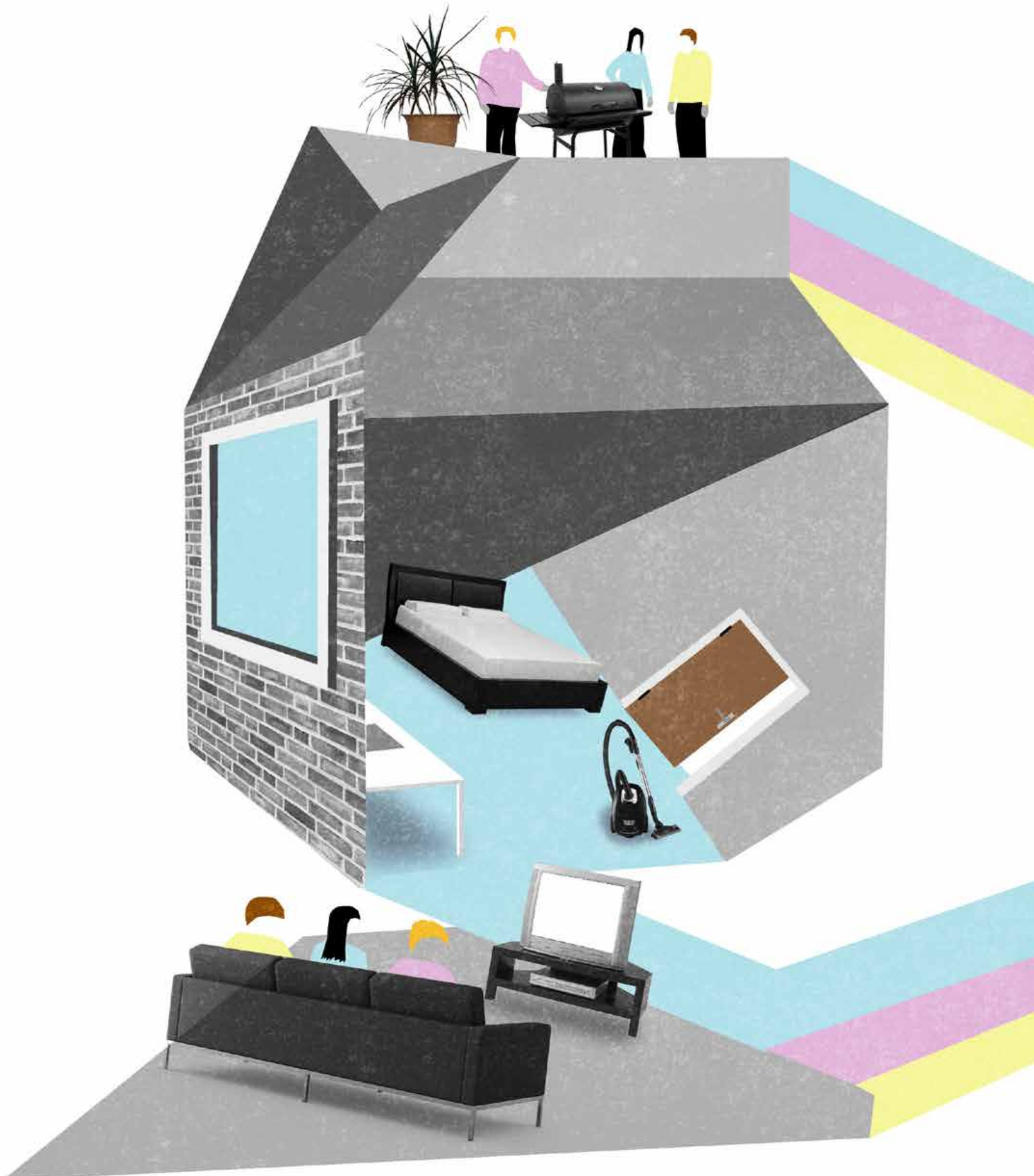
Das Ortstockhaus liegt auf der Braunwaldalp, einer Geländeterrasse im Glarnerland, umgeben von einem imposanten Alpenpanorama. Seit Sommer 2016 erstrahlt das denkmalgeschützte Haus in neuem Glanz. Es bietet Wanderern und Ausflüglern Unterkunft, Verköstigung und Erfrischung sowie Ausblicke auf die vielen Gipfel und Grate.

Ortstockhaus, Braunwald, Schweiz
 Architekt: Hans Leuzinger, Glarus / Zürich
 Sanierung: Althammer Hochuli Architekten, Zürich, und Steiger Architekten, Baden
 Bauzeit: 1931
 Sanierung: 2016
 Eine Baumonografie ist geplant.



WOHNBAU: SIEDLUNGEN

Beim Wohnungsbau spielt die Architektur unterschiedlichste, meist flexible Formen der Raumnutzung durch. Der Akzent liegt auf sozialer Durchmischung und Gemeinschaftlichkeit. Individuell leben, sich lebhaft austauschen: von Wohn- und Lebensformen in «Communities».



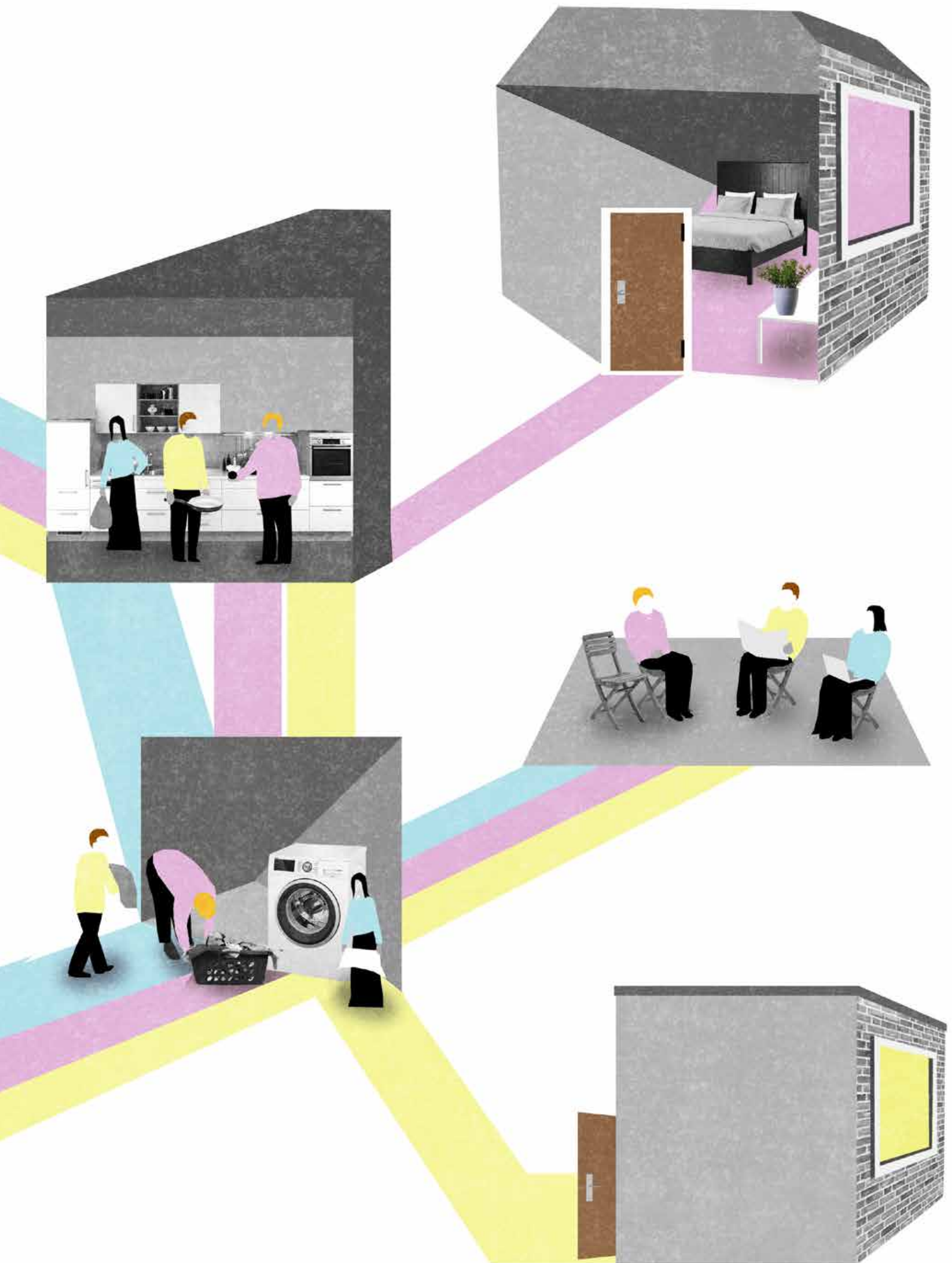


Illustration: Patric Sandri

Die Wohnung deckt unterschiedlichste Bedürfnisse ab.
Warum nur bleiben ideenreiche Wohnüberbauungen
trotzdem eine Ausnahme?

Sharing wie im Grandhotel

Text von Daniel Kurz

Eine Wohnung ist vieles – für (fast) jede und jeden bedeutet sie etwas anderes; vielleicht bloss Unterkunft oder Obdach. Oft sind die eigenen vier Wände primär ein Ort der Erholung und der Intimität, Höhle oder Burg, ein geschützter Rahmen zum In-sich-Gehen oder Träumen. Mitunter auch ein Ort für Begegnung und Geselligkeit, der äussere Rahmen von Familien- oder Beziehungsleben, nicht selten ein Arbeitsplatz. Und schliesslich ist die Wohnung meist auch Spiegel und Repräsentation des eigenen Selbst, in ihrer konkreten Lage, Grösse und Gestaltung bietet sie individuelle Verortung in der Gesellschaft.

Der Vorrang des einen oder anderen Bedürfnisses unterscheidet sich nicht nur von Person zu Person, er wech-

selt genauso für jede und jeden Einzelnen im Lauf des Tages und mit den Phasen des Lebens: von der Kindheit über die Ausbildungsjahre, das Leben als Single oder junges Paar, die Familienzeit und jene danach. Wohnungen, wäre daraus zu schliessen, können gar nicht individuell genug gedacht und geplant werden. Um so individuellen Bedürfnissen zu genügen, sollten sie sich nicht nur voneinander unterscheiden, sondern zugleich anpassbar sein für wechselnde Arten ihrer Nutzung.

Zu viel vom Immergleichen

Die Voraussetzungen dafür wären eigentlich günstig, denn selten wurden in der Schweiz so viele Wohnungen gebaut wie in den letzten 15 oder 20 Jahren. Der Boom scheint sich, trotz allmählich wachsender Leerstände, nicht abschwächen zu wollen; er hat ländliche Regionen genauso erfasst wie die grossen Städte und ihr Umfeld. Treiber des wachsenden Angebots scheinen freilich weniger die Bedürfnisse der Wohnungssuchenden zu sein als der Bedarf für sichere Kapitalanlagen. Und da Anleger gewöhnlich Risiken scheuen, gleicht sich die grosse Masse an neuen Wohnungen wie ein Ei dem anderen. Die allermeisten sind für Familien ausgelegt, mit drei bis viereinhalb Zimmern, zwei Nasszellen, einem grossen Wohnraum. Und das Wohnumfeld bleibt unspezifisch: rundum ein wenig Grün, eine einsame Schaukel. Nur selten ist an eine kluge Zonierung und eine bewusste Abstufung zwischen öffentlichem und privatem Raum gedacht worden.

Die Frage ist erlaubt, ob die grosse Masse des neu Gebauten den Bedürfnissen der Zukunft – oder nur schon der Gegenwart – wirklich entspricht. 57 Prozent aller Wohngebäude in der Schweiz sind Einfamilienhäuser; am Mietwohnungsmarkt bilden die Vierzimmerwohnungen die grösste Gruppe. Lauter Wohnraum für traditionelle Familien also, doch die bilden in unserer Gesell-

WOHNBAU SCHWEIZ KENNZAHLEN

Wohnungsbestand (2016)	4 420 829
Neu erstellte Wohnungen (2015)	53 126
Leerwohnungsziffer (2017)	1,45 %
Durchschnittliche Fläche pro Wohnung (2016)	99 m ²
Wohnfläche pro Person (2016)	45 m ²
Bewohner pro Wohnung (2016)	2,2
Bewohner pro Zimmer (2016)	0,60
Wohneigentumsquote (2016)	38,2%

Wohnungen nach Anzahl Zimmer (2016)

1	2	3	4	5	6+
6,4 %	14,1 %	26,8 %	27,7 %	15,3 %	9,8 %

Quelle: Bundesamt für Statistik, Neuenburg

schaft längst nicht mehr die Mehrheit. Schweizweit sind Singlehaushalte mit 35 Prozent noch vor den Paarhaushalten die häufigste Wohnform, in den grossen Städten erreicht ihr Anteil sogar gegen 50 Prozent. Da erstaunt es eigentlich, dass für diesen bedeutenden Markt kaum spezifische Angebote vorhanden sind. Denn wenn es mit der Verdichtung ernst gelten soll, müssen für kleine Haushalte spezifische Angebote geschaffen werden, die nicht von vornherein 60 oder 80 Quadratmeter pro Person in Anspruch nehmen, wie das bei konventionellen Dreizimmerwohnungen immer der Fall ist. Angebote auch, die den Alleinlebenden Anschluss an eine Form der Gemeinschaft geben und ihnen so die Möglichkeit bieten, der Enge der eigenen vier Wände bei Bedarf zu entfliehen. Je kleiner der Haushalt als sozioökonomische Einheit, desto fragwürdiger der Anspruch, dass alles in den eigenen vier Wänden stattfinden muss: Garten? Terrasse? Gästezimmer? Waschmaschine? Ein Tisch für grosse Gästerunden? Bibliothek? Das alles wird eher selten gebraucht und lässt sich leicht teilen. Der Kern des Wohnens bleibt ein relativ kleiner, intimer Bereich.

Teilen, um mehr zu bekommen

Hier setzen die immer zahlreicheren Projekte der «neuen» Baugenossenschaften an, die mit gemeinschaftlichen Wohnformen die Enge der Normalwohnung sprengen wollen: In der Zürcher Kalkbreite, im Zwicky-Areal oder in der Basler Erlenmatt Ost. Die neuen

Gemeinschaftssiedlungen übertragen auf das private Zuhause, was wir in grossen Hotels so schätzen: Zugang zu grossen, gemeinschaftlichen Räumen – zum Preis eines bescheideneren individuellen Flächenkonsums. Im Hotel hat der Einzelne nur sein Zimmer, vielleicht eine Suite, aber zugleich stehen ihm Foyer und Speisesaal, Billardzimmer und Bibliothek, vielleicht ein Tennisplatz und ein Spa zur Verfügung. An diesem Reichtum orientiert sich das neue Gemeinschaftswohnen, nicht an klösterlicher Kargheit.

Urbanes Singlewohnen kann bedeuten, dass im eigenen Haus ein Gemeinschaftsraum, Lounge und Gästezimmer zur Verfügung stehen, vielleicht sogar ein Arbeitsplatz als Flexbüro. Arbeiten und Wohnen sind eng verbunden, sodass im Wohnkomplex zu jeder Tageszeit Betrieb herrscht. Die Wege sind kurz, das Auto wäre nur unnötiger Ballast. Nicht Verzicht und soziale Zwänge sind das Thema, sondern zusätzliche Angebote. Gemeinschaftliches Wohnen und Arbeiten macht es möglich, den Fernseher nicht zwingend in den eigenen vier Wänden zu haben, dafür ein- oder mehrmals die Woche an einen gedeckten Tisch zu sitzen, ohne langes Kochen und ohne Convenience Food. Im Austausch zu stehen mit Mitbewohnern – und trotzdem umso individueller zu leben: Die neuen Gemeinschaftssiedlungen sind Communities moderner, ungebundener Grossstädter, einer Generation der digitalen Nomaden. Für sie ist «Sharen» das Alltägliche der Welt.

Labore für zukünftige Wohn- und Lebensformen

Internationale Bauausstellungen (IBA) setzen seit mehr als hundert Jahren Impulse, die über ihre Zeit hinausweisen. Heute sind sie Grossveranstaltungen der Baukultur, die neben ästhetischen und technologischen Aspekten zunehmend komplexe soziale, ökonomische und ökologische Fragen miteinbeziehen. Als Ausblicke auf das Wohnen und das Leben von morgen.

IBA WIEN: NEUES SOZIALES WOHNEN

Die IBA Wien fokussiert auf die zukünftigen Herausforderungen des «neuen sozialen Wohnens». «Stadt ist nicht, sie wird», so wird postuliert. Diese IBA nimmt sich drei Leitthemen vor: neue soziale Quartiere, neue soziale Qualitäten und neue soziale Verantwortung. Es geht um urbane Sukzessionsprozesse, Anforderungen an das Wohnen und um das Instrumentarium des geförderten Wohnbaus. 2020 will Wien in einer Zwischenpräsentation bis dahin entwickelte Projekte zur Diskussion stellen. Im Präsentationsjahr 2022 sollen dann städtebaulich und sozial innovative Projekte aus den Handlungsfeldern Neubau, Bestandsentwicklung und Zusammenleben zu besichtigen sein.

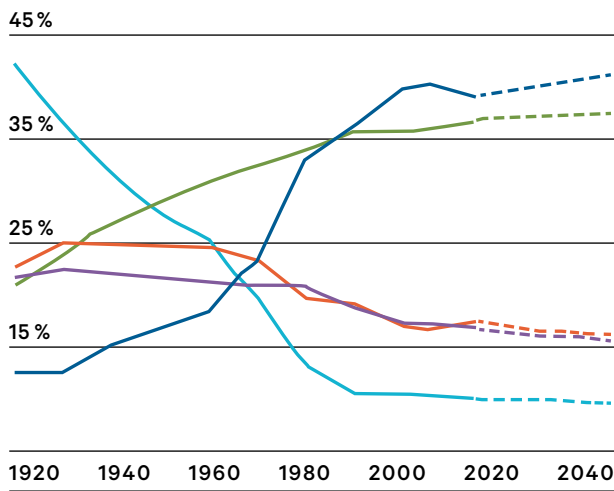
www.iba-wien.at

IBA STADTREGION STUTTGART: WANDEL IM WACHSTUM

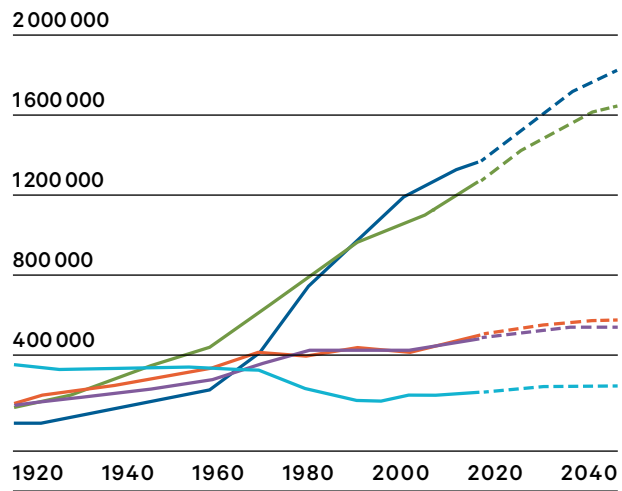
Mit der IBA 2027 will die Region Stuttgart zur Modellregion für industriell geprägte, polyzentrische Wachstumsräume und deren Erneuerung werden. Sie soll – hundert Jahre nach Fertigstellung der Weissenhofsiedlung – Antworten finden auf die Frage: Wie leben, wohnen, arbeiten wir im digitalen und globalen Zeitalter? Die vier Leitthemen sind die Baukultur einer Neuen Moderne, integrierte Quartiere, neue Technologien für die lebenswerte Stadtregion sowie «Region ist Stadt und Stadt ist Region». Alle IBA-Projekte orientieren sich an den vier Querschnittsqualitäten einer mobilen, nachhaltigen, solidarischen und partizipativen Region.

www.iba2027.de

ENTWICKLUNG HAUSHALTSGRÖSSEN RELATIV



HAUSHALTSGRÖSSEN ABSOLUT



Quelle: Bundesamt für Statistik, Neuenburg

— 1 Person — 2 Personen — 3 Personen — 4 Personen — 5 Personen und mehr - - Prognose 2017

Radikale Architektur für die neue Gemeinschaft

Im Osten des Basler Neubauquartiers Erlenmatt haben Buchner Bründler Architekten mit dem Genossenschaftshaus Stadterle dieser Vision einen direkten und überzeugenden architektonischen Ausdruck gegeben. Der Neubau der jungen Genossenschaft «zimmerfrei» vereinigt die unterschiedlichsten Wohnformen, von der Familienwohnung über die Clusterwohnung bis zur Gross-WG, zusammengehalten durch gemeinsame Bereiche wie den Dachgarten, den Waschsalon und einen überaus grosszügigen Gemeinschaftsraum. In partizipativen Prozessen haben die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner ihr Projekt nach dem Wettbewerb zusammen mit den Architekten weiterentwickelt. Der Gedanke einer nachhaltigen Lebensweise im Sinn der 2000-Watt-Gesellschaft ist ihnen dabei ebenso wichtig wie der Grundeigentümerin im Stadtteil Erlenmatt Ost, der Basler Stiftung Habitat.

Eine radikale und konsequente Ästhetik bestimmt den Charakter des grossen Hauses. Wellacryl-Bänder überziehen die Fassadenverkleidung aus Aluminium und Faserzement, dazu kommen die kräftigen Signale der offenen Treppentürme aus verzinktem Stahl. Das unvermittelte Nebeneinander der industrierohen Materialien verleiht dem Gebäude einen sehr direkten Ausdruck: Er versinnbildlicht eine Gemeinschaft, die eben erst entstanden ist und sich entwickeln will. Eine Gemeinschaft auch, die auf Unnütziges gerne verzichtet und dem Nötigen sichtbaren Ausdruck geben will. Das Gleiche gilt für

den Innenausbau, wo roher Beton und Beplankungen aus Sperrholz dominieren. Im hofseitigen Winkel des Gebäudes kommen alle Wege zusammen, eine breite Treppe führt mit Grandezza zu den Gemeinschaftsräumen, unter den Blicken der Mitbewohner, denen die breiten Laubengänge als Veranda dienen.

Leichtes Wohnen ohne Gemeinschaftszwang

Mit dem Gebäude MinMax im Glattpark am Nordrand von Zürich haben EMI Architekten 2016 ein massgeschneidertes Projekt für kleine und sehr grosse Haushalte geschaffen, ein Haus, das kleine Wohneinheiten mit ungewöhnlich grosszügigen Gemeinschaftsangeboten verbindet, ohne jedoch die Bewohner zum Gemeinschaftsleben zu verpflichten. Wüest & Partner entwickelten das Programm für den Wettbewerb, dabei zeigten sie auf, dass im Neubauquartier mit seinem Überhang an Familienwohnungen eine Alternative gefragt war. Schon äusserlich grenzt sich der Neubau vom Wohnquartier ab: Mit Sockel und Dachzone vertikal gegliedert strahlt der dunkel eingekleidete Bau eine dezidiert städtische Haltung aus. Im Inneren umschliesst er mit Terrassen und Laubengängen einen intimen Innenhof. Die Mehrzahl der Wohnungen von MinMax sind knapp bemessen: 40 Quadratmeter gross und schmal geschnitten; der tiefe Wintergarten, ein frei stehendes Küchenmöbel und Glaswände zonieren den Raum – eine grosse Zelle nur, ein Studio, aber vielfältig beispielbar. Atelierwohnungen, Maisonnettes und drei grosse Cluster-Wohnungen mit Ge-

meinschaftsküche ergänzen das Angebot. Das Wichtigste jedoch: Alles, was unnötigen Raum einnimmt, ist aus den Kleinwohnungen ausgelagert: die Waschküchen in einen Glasturm am Hof, der Aussenraum auf die gemeinsame Dachterrasse. Und wer mit Nachbarn oder Gästen den Abend verbringen will, kann sich den voll ausgestatteten Gemeinschaftsraum – pardon: die Party Box – reservieren.

Die dekonstruierte Wohnung

In seiner aktuellen Studie «Microliving» skizziert das Gottlieb Duttweiler Institut (GDI) eine dekonstruierte Wohnzukunft für die kleineren Haushalte: «Momentan erfüllt eine einzelne Wohnung eine Vielzahl von Funktionen: Schlafplatz, Kochnische, Reinigungsort, Wohnzimmer, Arbeitsstätte, Erholungsraum, Wohlfühloase oder Stauraum – ein «Heim», das so erst im 20. Jahrhundert entstanden ist. Im digitalen Zeitalter werden diese Funktionen dekonstruiert und neu zusammengesetzt.

Ver mehrt wird nur noch das Basisangebot in den eigenen vier Wänden genutzt, der Rest ist ausgelagert – es kommt zu einer Co-Evolution zwischen Wohnung, Nachbarschaft und Stadt.» Die Wohnung für mobile Grossstädter muss in Zukunft vielleicht gar nicht mehr alle Bedürfnisse auf einmal abdecken – vieles davon kann ins Umfeld ausgelagert werden. Sei es analog im eigenen Haus oder virtuell über das weltweite Netz. Wohnen vernetzt sich damit verstärkt mit dem städtischen Umfeld.

Daniel Kurz (*1957) ist promovierter Historiker und Architekturkritiker sowie seit 2012 Chefredaktor der Architekturzeitschrift *werk, bauen + wohnen*. Als Autor zahlreicher Publikationen äussert er sich seit vielen Jahren zur Geschichte und zur Praxis des Wohnens.

Quellen: GDI, Stefan Breit, Detlef Gürtler, «Microliving. Urbanes Wohnen im 21. Jahrhundert», Zürich 2018. Andreas Hofer, Ruedi Weidmann, «Inspiration Grandhotel», in: *Tec21* 36/2013.



GENOSSENSCHAFTS- WOHNEN HEUTE

Dieses Buch stellt das Phänomen des genossenschaftlichen Bauens in der Schweiz und insbesondere in der Stadt Zürich in den Mittelpunkt. In den letzten 15 Jahren haben sich solche Genossenschaftsprojekte deutlich verändert. Ermöglicht durch Steuergelder und dank innovationsfördernden Wettbewerben entwickelten sich in Zürich neue Wohnformen, die einen grossen Einfluss auf die Stadt und das urbane Leben haben. Diese Bauten können als vorbildhafte Modelle dafür dienen, wie das global steigende Bedürfnis nach städtischem Wohnraum zu befriedigen sein könnte.

Dominique Boudet (Hrsg.), *Wohngemeinschaften in Zürich. Gartenstädte und neue Nachbarschaften*, Textbeiträge von Dominique Boudet, Sylvia Claus, Irina Davidovici, Daniel Kurz, Caspar Schärer und Axel Simon sowie Interviews mit Peter Ess und Patrick Gmür, Park Books, Zürich 2017.



LEBEN IN DER GEMEINSCHAFT

In den europäischen Städten entstehen zurzeit gemeinschaftlich orientierte Wohnprojekte, die eine enorme Kraft und Lebendigkeit entfalten. Noch vor wenigen Jahren sahen Kritiker in den neuen Wohnprojekten nur periphere Inseln für gemeinschaftssehnsüchtige Nostalgiker. Inzwischen finden gemeinschaftliche Wohn- und Lebensprojekte eine breite Anerkennung. Vorliegendes Buch ist das Ergebnis aus einem Forschungsprojekt und richtet den Blick auf die unterschiedlichen Dimensionen der Quartiervernetzung und Nachbarschaftsbildung gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Diese wollen individuelles Leben ermöglichen, aber auch neue Formen der Gemeinschaft.

Susanne Dürr und Gerd Kuhn, *Wohnvielfalt: Gemeinschaftlich wohnen - im Quartier vernetzt und sozial orientiert*, Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg 2017.



ZÜRICHS JÜNGSTE WOHNUNGSBAUTEN

Seit Mitte der 1990er-Jahre entstanden im Grossraum Zürich eine Reihe von Wohnbauten von ausserordentlich hoher Qualität: Die öffentliche Hand, eine hochstehende Wettbewerbskultur und eine rege Architekturszene haben ein Experimentierfeld guter Wohnbauarchitektur hervorgebracht. Die Anthologie über den Zürcher Wohnungsbau versammelt mehr als hundert Einzelbauten, Ensembles und Siedlungen, die innerhalb von zwanzig Jahren in der Stadt Zürich entstanden sind. Es ist eine eindruckliche Übersicht zur Wohnbaukultur, die auch international Beachtung findet.

Heinz Wirz und Christoph Wieser (Hrsg.), *Zürcher Wohnungsbaupolitik 1995-2015 / Zurich housing development 1995-2015*, Textbeiträge von Daniel Kurz, Patrick Gmür, Christoph Wieser, Quart Verlag, Luzern 2017.



WIENS SOZIALE WOHNBAUTRADITION

«Wiens soziale Wohnbaupolitik ist hinsichtlich ihrer langen Tradition und ihrer Kontinuität einzigartig.» Ausgehend von dieser Feststellung präsentiert das Buch *Das Wiener Modell* sechzig typische Projekte der vergangenen hundert Jahre. Bemerkenswert ist unter anderem das innovative Ausschreibungssystem der sogenannten Bauträgerwettbewerbe, womit Wohnungsstandard und Bauqualität stetig verbessert und eine soziale Durchmischung erreicht werden. Da die Stadt rasch weiterwächst, liegt der Schwerpunkt auch in Zukunft auf den Themen Integration und urbane Identität sowie dem Ziel einer hohen Lebensqualität.

Wolfgang Förster, William Menking (Hrsg.), *Das Wiener Modell. Wohnbau für die Stadt des 21. Jahrhunderts*, Deutsch/Englisch, Jovis Verlag, Berlin 2016.



Michael Meier & Marius Hug und Armon Semadeni

Vorbild in allen Belangen

Im Westen von Bern bieten drei unregelmässig geformte, viergeschossige Bauten Raum für verschiedene Wohnformen. Mit Gewerberäumen, einer Kinderkrippe und einem Bistro trägt die neue Siedlung Stöckacker Süd zur besseren sozialen Durchmischung des Quartiers bei.

Text: Michael Hanak, Fotos: Roman Keller, Jürg Zimmermann





Die Siedlung Stöckacker Süd umfasst drei unregelmässig geformte, mehrfach abgewinkelte Gebäude. Diese fassen 146 Wohneinheiten und ersetzen Satteldachhäuser aus den 1940er-Jahren.

In ihrem äussersten Westen liess die Stadt Bern vor siebzig Jahren eine ganze Wohnsiedlung errichten. Nun realisierte sie im Quartier Bümpliz-Bethlehem zum ersten Mal wieder Wohnbauten: die Siedlung Stöckacker Süd. Diese ersetzt die 1945/46 erbauten dreigeschossigen Satteldachhäuser. Zwar stufte die Denkmalpflege jene als wirtschafts- und sozialgeschichtlich bedeutsam ein; da die Bauten aber den aktuellen Wohnbedürfnissen nicht mehr genügten, wurden sie abgebrochen. Der anhaltende Boom im Wohnungsbau betrifft vermehrt bestehende Siedlungen. Neuen Wohnraum zu schaffen, ist ein wichtiges politisches Ziel. Rund 7850 Wohnungen oder gut zehn Prozent aller Wohnungen gehören in Bern gegenwärtig gemeinnützigen Wohnbauträgern; weitere rund 2000 Wohnungen befinden sich in städtischem Besitz. Mit der neuen Siedlung Stöckacker sah die Stadtverwaltung die Chance, in sozialer, ökologischer und wirtschaftlicher Hinsicht vorbildlichen Wohnraum zu realisieren. Sie erhoffte sich damit eine Wirkung weit über Bern hinaus.

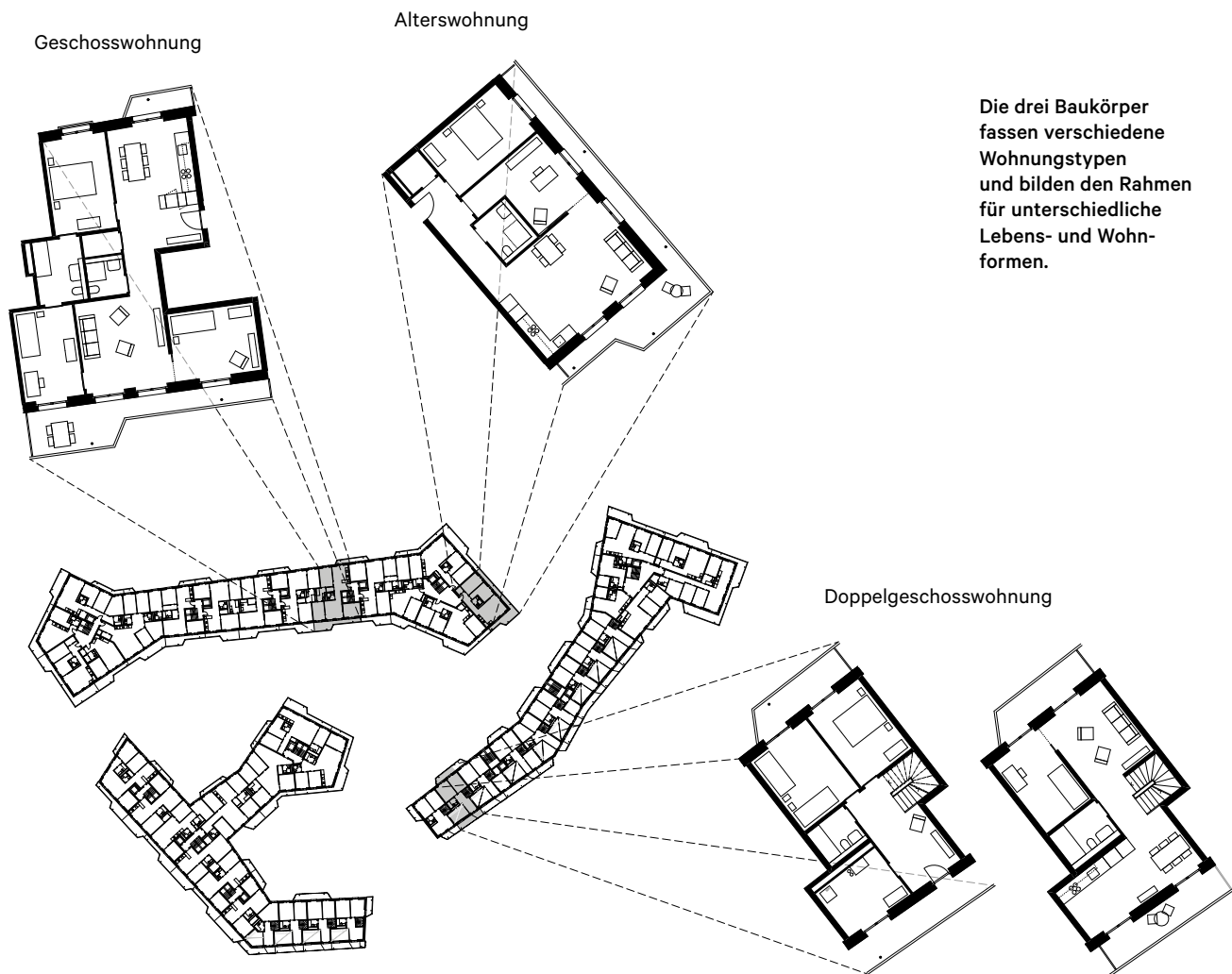
Sozial gut durchmisch

Die drei unregelmässig geformten, mehrfach abgewinkelten Häuser mit vier Geschossen fassen 146 Wohneinheiten mit dreieinhalb bis sechs Zimmern, Alterswohnungen mit eineinhalb bis drei Zimmern, aber auch mehrgeschossige «Town Houses» mit bis zu sechseinhalb Zimmern. Im Erdgeschoss befinden sich neben Gewerberäumen auch eine Kinderkrippe und ein Bistro. Das Nebeneinander der unterschiedlichen Wohnformen und Gewerberäume soll eine soziale und altersmässige Durchmischung bewirken und die Wohnqualität im Quartier erhöhen. Die Wettbewerbsausschreibung liess die Bebauungsform und -höhe offen: Die baurechtlichen Vorschriften sollten später dem Bauprojekt angepasst werden. Das Grundstück wird von Quartierstrassen und einer Bahnlinie begrenzt; seine dreieckige Fläche bildete den Ausgangspunkt für die Bebauungsstruktur. Ungewöhnliche Umriss mit stumpfen und spitzen Winkeln, Verengungen und Weitungen charakterisieren die drei Baukörper, anders als die parallel und rechtwinklig zu den

Strassen angeordneten Häuser der Vorgängersiedlung. Die drei «Figuren» – die aus der Vogelschau an einen Knochen, ein Beil und einen Anker erinnern – verschränken sich ineinander. Dazwischen entstehen mehr oder minder gefasste Plätze und Hofbereiche; zu den Strassen hin Vorgartenbereiche. Alle Aussenräume sind mit Büschen und Bäumen bepflanzt und stehen der Gemeinschaft zur Verfügung. Die Erdgeschosswohnungen sind über Treppen direkt mit dem Garten verbunden. Die Bauten sind allseitig gleich behandelt, keine Ausrichtung scheint bevorzugt. Zur Bahnlinie sind die «Town Houses» mit je zwei Hauptgeschossen angeordnet: die unteren sind über einen auskragenden Windfang, die oberen über einen Laubengang erschlossen. Vor der Lärmquelle weicht die Siedlung aber nicht zurück.

Balkon als dynamisches Element

Prägendes Merkmal der Fassaden sind die Balkone, die – ausser an den Nordseiten der drei Bauten – durchlaufen. Es gibt breitere und schmalere Bereiche. Die Aussenwände sind mit grossformatigen, dunkel-



Die drei Baukörper fassen verschiedene Wohnungstypen und bilden den Rahmen für unterschiedliche Lebens- und Wohnformen.

grauen Faserzementplatten bekleidet. Dynamischer wirken die Balkone dank vertikal strukturierten, hellgrauen Glasfaserbetonelementen mit mal tieferen, mal höheren Brüstungshöhen. Dahinter befinden sich diagonale Gitter. Hellrote Vorhänge, die sich entlang der trapezförmigen Aufenthaltsbereiche als Sonnen- und Sichtschutz vorziehen lassen, bringen Farbe in die Siedlung. Zusammen mit dem braunen, pulverbeschichteten Aluminiumblech der Storenkästen, der Tür- und Fensterrahmen erhält die Siedlung aber eher eine zurückhaltende Tonalität.

Wohnungstrennwände und Treppenkerne aus Beton sind tragend, dagegen sind die Deckenplatten äusserst schlank dimensioniert. In die Aussenwände sind tragende

Holzstützen integriert: Diese hybride Konstruktion bringt nebst einer positiven Ökobilanz Vorteile in der Fertigung. Die hinterlüftete Fassade mit den stockwerk-hohen Faserzementplatten gewährleistet einen wirtschaftlichen Unterhalt und erlaubt eine getrennte Auswechslung oder Erneuerung. Alle Wohnungsfenster sind – vor allem aus ökonomischen Gründen – ebenfalls geschosshoch und in den gleichen Grössen ausgeführt.

Die Siedlung trägt zur städtebaulichen Identität bei: Indem sich die Architektur auf die Geschichte und den Ort bezieht, passen sich die Neubauten in das gewachsene Quartier ein. Die einfachen Materialien sind eine Reminiszenz an die Vorgängersiedlung. Differenziert gestaltete

Balkone vermitteln zwischen Wohnraum und Umgebung. Im Aussenraum überzeugt die Balance zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit. Den beabsichtigten Vorbildcharakter erreichte man bei der Siedlung Stöckenacker auch bezüglich Ökologie und Nachhaltigkeit im Sinn der 2000-Watt- und 1-Tonne-CO₂-Gesellschaft: dank verschiedener Massnahmen wie Erdsonden, Sonnenkollektoren und integrierter Wasser- und Biomassenutzung.



Die einfachen Materialien sind eine Reminiszenz an die Vorgängersiedlung aus der frühen Nachkriegszeit.



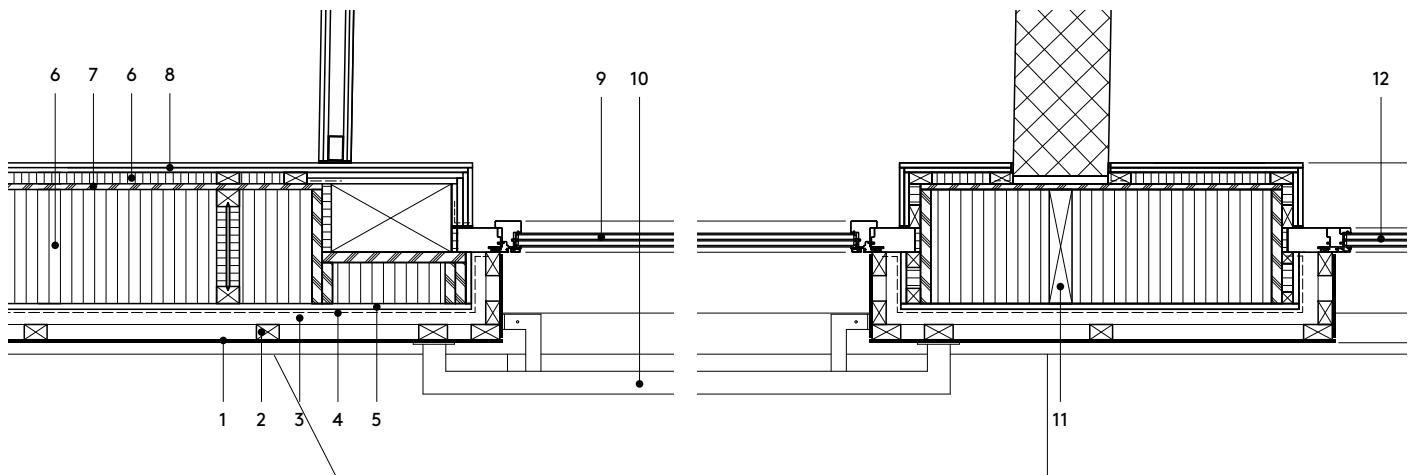


Für die Balkone entwickelten die Architekten gezackte profilierte Glasfaserbetonelemente. Die Aussenwände der Gebäude sind mit grossformatigen, dunkelgrauen Faserzementplatten bekleidet.



WOHNBAU: SIEDLUNGEN

Die neue Siedlung bietet Einheiten für verschiedenste Wohnformen: neben Wohnungen mit dreieinhalb bis sechs Zimmern auch kleinere Alterswohnungen und mehrgeschossige «Town Houses».



- 1 Faserzement, 8 mm
- 2 Hinterlüftung, Vertikallattung
- 3 Horizontallattung
- 4 Feuchtigkeitssperre
- 5 Gipsfaserplatte
- 6 Wärmedämmung, Mineralwolle
- 7 Grobspanplatte
- 8 Gipskartonplatte
- 9 Französisches Fenster, Dreifachverglasung
- 10 Französisches Geländer, Streckmetall
- 11 Brandriegel
- 12 Festverglasung

Standort: Bethlehemstrasse 161–167, 169–173, 175–183, Bern, Schweiz

Bauherrschaft: Immobilien Stadt Bern

Architekten: Planergemeinschaft Michael Meier & Marius Hug Architekten AG, Zürich, und Armon Semadeni Architekten GmbH, Zürich

Bauleitung: ANS Architekten und Planer SIA AG, Worb

Landschaftsarchitekten: Müller Illien Landschaftsarchitekten, Zürich

Bauzeit: 2014–2017 (Wettbewerb 2008/09)

Fassadenbau: Holzbau Burn AG, Adelboden

Fassadenmaterial: Faserzement Swisspearl Xpressiv, Grau 8060

Wie kam die Zusammenarbeit für das Projekt der Siedlung Stöckacker in Bern zustande?

Michael Meier: Die Zusammenarbeit entwickelte sich schrittweise aus der ehemaligen Mitarbeit und aus Freundschaft; weniger aus Ressourcenbedürfnissen.

Armon Semadeni: 2009 machte ich mich selbstständig und arbeitete noch etwa 50 Prozent bei Michael Meier und Marius Hug. Die offene Ausschreibung des Berner Wettbewerbs stand am Anfang einer bis heute anhaltenden Serie gemeinsamer Projekte.

«Wir benutzen gerne Industrieprodukte mit handwerklichem Potenzial oder Hintergrund.»



Marius Hug (*1970) und Michael Meier (*1972) gründeten 2001 ihr Architekturbüro in Zürich. Zuvor hatten beide bei Miller & Maranta in Basel gearbeitet. Michael Meier hat an der FH Winterthur und Marius Hug an der ETH Zürich studiert. Das Büro zählt heute rund fünfzig Mitarbeiter. Ihre Bauten decken ein breites Spektrum verschiedener Bauaufgaben und konstruktiver Lösungen ab.

Armon Semadeni (*1979), rechts im Bild, arbeitete nach dem Studium an der EPF Lausanne und ETH Zürich im Büro Michael Meier und Marius Hug Architekten und gründete 2008 sein eigenes Architekturbüro, das etwa 25 Mitarbeiter zählt. Fast alle bisher realisierten Bauten resultierten aus Wettbewerben.

Seither haben Sie bei einer Reihe von Wettbewerben den ersten Preis geholt. Verraten Sie uns Ihr Erfolgsrezept?

Armon Semadeni: Voraussetzungen, dass wir an einem Wettbewerb teilnehmen, sind, dass uns das Programm interessiert und dass er gut begleitet und juriiert wird.

Michael Meier: Am wichtigsten scheint mir, dass wir immer wieder möglichst offen und neu an eine Aufgabe herangehen.

Wir wollen gute, gültige Antworten finden und nicht eine Autorenhaltung wiederholen. Entscheidend ist auch, zu Beginn die richtige Strategie zu finden.

Armon Semadeni: Wir bearbeiten etwa einmal im Jahr einen grösseren Wettbewerb zusammen. Bisher konnten wir drei Projekte gemeinsam ausführen: das Naturmuseum St. Gallen, die Siedlung Stöckacker in Bern und die Wohnbauten der Gaiwo in Winterthur (siehe Abbildungen).

Beschäftigen Sie sich eher aus geschäftlichen oder ideellen Motiven mit dem Wohnungsbau?

Michael Meier: Alle Fragen des Wohnens interessieren uns sehr. Zudem betreffen viele Wettbewerbsausschreibungen Wohnbauten an spannenden Orten mit städtebaulichem Potenzial.

Armon Semadeni: Der Wohnungsbau ist unser zentrales Thema, da das Wohnen eine Hauptbeschäftigung des Menschen ist. Die Bauaufgabe ist vielfältig, da jede Lage und jede Bauherrschaft – ob öffentlich, privat oder genossenschaftlich – anders ist.

An der Stelle der Siedlung Stöckacker in Bern standen zuvor gewöhnliche Bauten aus den 1940er-Jahren. Inspirierten die bestehenden Bauten und deren «normale» Ästhetik Sie bei Ihrem Entwurf?

Armon Semadeni: Tatsächlich sind die einfachen Materialien eine Reminiszenz an die Vorgängersiedlung aus der frühen Nachkriegszeit, als nur wenige Baumaterialien verfügbar waren.

Michael Meier: An der früheren Siedlung gefielen uns besonders die Gärten und die Balkone. Auch die pragmatische Materialisierung mit Putzfassaden und Wellernit vor den Balkonen hat uns fasziniert. Diese Qualitäten wollten wir übernehmen, ohne sie zu karikieren. Wie die einstigen Fassaden zeigen auch die neuen eine Feinheit und einen gewissen formalen Reichtum.



Naturmuseum St. Gallen, 2016



MFH Kastellweg, Winterthur, 2014



Züri-WC am Stadthausquai, 2014

Wie wählen Sie Materialien aus?

Michael Meier: Oberstes Gebot bei der Siedlung Stöckacker war die Materialtrennung. Wir entschlossen uns schon im Wettbewerb zu einer Konstruktion mit Betondecken und Holzstützen, ebenso zur hinterlüfteten Fassade mit industriellen Materialien. Danach experimentierten wir hauptsächlich mit Strukturen und mit der Farbigkeit.

Armon Semadeni: Wir erwogen eine textile Struktur und eine Lasur der Faserzementplatten. Heute bin ich froh, dass wir davon abkamen. Wir sahen uns die Siedlung Burriweg in Zürich-Schwamendingen an, die Frank Zierau 2000–2002 erbaute, und waren überzeugt von den Faserzementplatten mit der lebendigen Oberflächenzeichnung.

Ihre Bauten prägen häufig strukturierte Oberflächen und die Kombination verschiedener Materialien. Beides verleiht den Fassaden Tiefe und Lebendigkeit.

Armon Semadeni: Bieder will es ja niemand haben. Die Tendenz zum Collagierten gefällt mir, aber sie birgt auch ein gewisses Risiko: Wir wollen nicht, dass es aufgesetzt wirkt.

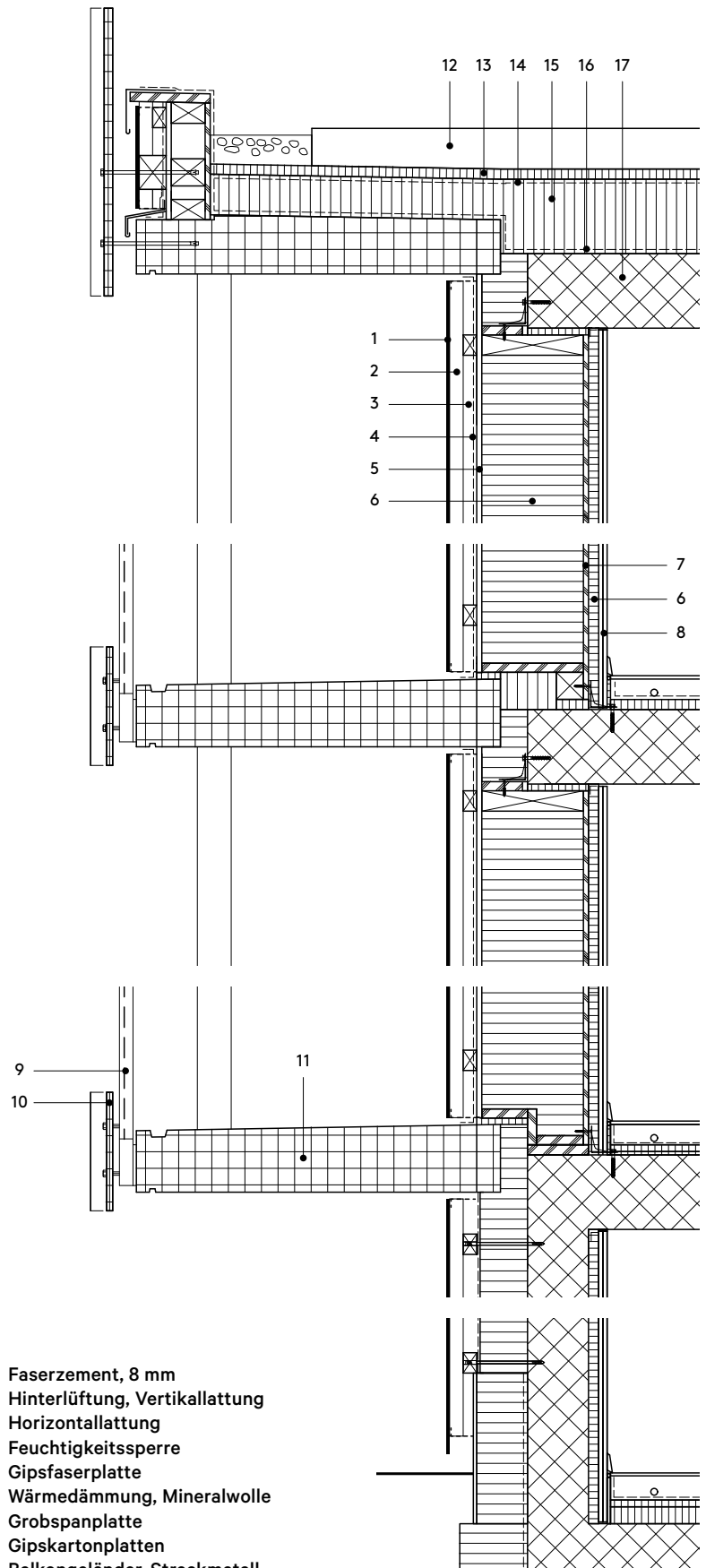
Michael Meier: Wir benutzen gerne Industrieprodukte mit handwerklichem Potenzial oder Hintergrund. Die heutige Vielfalt an Fassadenmaterialien macht die Auswahl allerdings nicht einfach. Für die Siedlung in Bern entwickelten wir gezackt profilierte Glasfaserbetonelemente von geringer Dicke, die eine hohe Wertigkeit ausdrücken. Wir wollten die Fassade aber zum Beispiel nicht mit Mustern gestalterisch aufladen.

Wir befinden uns in einer spannenden Phase des Wohnungsbaus: Neue Ideen sind gefragt und werden auch umgesetzt. Was bringt die Zukunft?

Armon Semadeni: Gegenwärtig herrscht eine Überproduktion an konventionellen, stinknormalen Wohnungen. In den letzten Jahren entwickelten sich Vorstellungen davon, anders zu wohnen. In Zukunft müssen wir weitere alternative Modelle finden und mutig ausprobieren.

Michael Meier: Ökologische Forderungen dürfen kein Bremsklotz sein. Innovative Wohnkonzepte sollten mit guter architektonischer Gestaltung zusammenkommen.

Für ARCH sprach Michael Hanak mit Michael Meier und Armon Semadeni.



- 1 Faserzement, 8 mm
- 2 Hinterlüftung, Vertikallattung
- 3 Horizontallattung
- 4 Feuchtigkeitssperre
- 5 Gipsfaserplatte
- 6 Wärmedämmung, Mineralwolle
- 7 Grobspanplatte
- 8 Gipskartonplatten
- 9 Balkongeländer, Streckmetall
- 10 Brüstungselement, Glasfaserbeton
- 11 Balkonplatte, vorgefertigter Beton
- 12 Begrünung, extensiv
- 13 Drainschutzbahn
- 14 Abdichtung
- 15 Wärmedämmung, expandierter Polystyrol
- 16 Dampfbremse
- 17 Beton





20



Informational sign on a wooden post.

BE-659 895



Buchner Bründler

Postindustrielle Lebensvielfalt

Auf dem Areal Erlenmatt Ost entstand an der Stelle eines ehemaligen Güterbahnhofs ein Wohnquartier um einen Park. Mit vielen Wohnungstypen will der genossenschaftliche Bauträger verschiedenen Lebensphasen und Lebensentwürfen gerecht werden.

Text: Buchner Bründler

Fotos: Rory Gardiner



Genossenschaftshaus Stadterle, Basel

Das Ziel beim Wohnhaus Stadterle war es, das gemeinschaftliche Leben und den nachbarschaftlichen Austausch zu fördern. Die Wohnungsgrundrisse sind sparsam, dennoch erzeugen sie ein Gefühl von Weite, da sie einfach strukturiert und zweiseitig orientiert sind. Intim ist das Wohnen zum Park, sozial aktiv zum Hof, denn erschlossen werden die Wohnungen durch einen Laubengang. Dieser dient der Begegnung und soll von den Bewohnern, einer eigenen Veranda gleich, belebt werden. Von der sozial wie architektonisch verbindenden Laube betritt man die Wohnungen hofseitig über die Wohnküche, die in Seekiefersperrholz gehalten ist und deren farbige Lasur von den Bewohnern bestimmt wurde. Die Privatheit nimmt über den anschließenden Wohnbereich zu den Schlafzimmern zu. Der für einen Genossenschaftsbau dieser Art wichtige Aspekt der Finanzen wurde in der Erstellung und Materialisierung des Baus respektiert. Die mehrschichtige Fassade beherrschen Industriematerialien, die unterhaltsarm und langlebig sind. Industrierohes Aluminium, unbehandelte gewellte Faserzementplatten, verzinkte Elemente und Acryl-Wellplatten nehmen den ursprünglichen Charakter des Ortes auf und verleihen dem Haus durch ihre Direktheit einen haptischen und lebendigen Charakter. Grüne, transparente Wellplatten kleiden das Haus in horizontale Bänder ein, sodass die Schichtung lesbar bleibt. Grosszügige Sonnensegel geben ihm Leichtigkeit, zwei offene Treppenhäuser an den Stirnseiten des Winkelbaus Plastizität. Das Haus ist aus Kostengründen ein Hybridbau mit einer Massivstruktur aus Beton und hat eine Holzkonstruktionsfassade.

Standort: Goldbachweg 8, Basel

Bauherrschaft: Wohngenossenschaft
Zimmerfrei, Basel

Architekten: Buchner Bründler Architekten,
Basel

Bauzeit: 2016/17 (Wettbewerb, 2014)

Holzbauingenieur Fassade: Makiol Wiederkehr
AG, Beinwil am See

Fassadenplaner: Christoph Etter, Basel

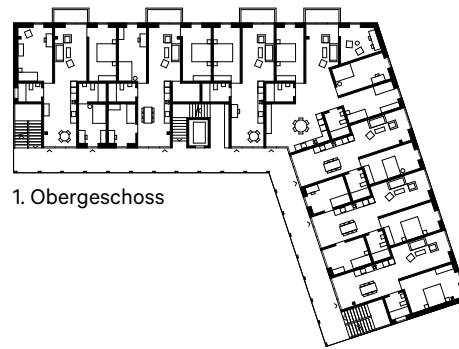
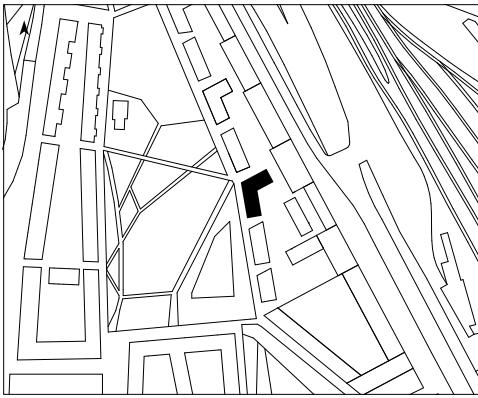
Fassadenbau: Hürzeler Holzbau AG, Madgen,
und Rudolf Senn AG, Muttenz

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatte
Ondapress 36, Naturgrau

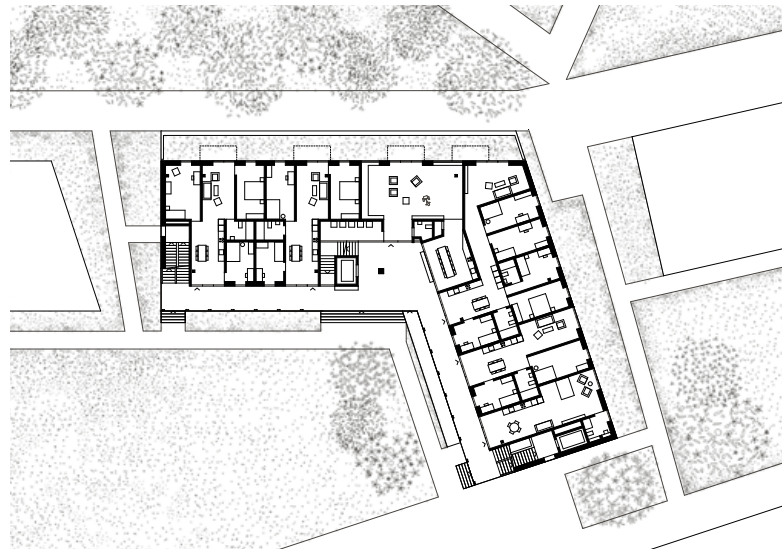


Breite Laubengänge
erschliessen die
Wohnungen und die-
nen als Begegnungs-
zone wie auch als
Veranda.

WOHNBAU: SIEDLUNGEN



1. Obergeschoss



Erdgeschoss

Die Küchen sind mit farbig lasiertem Seekiefernsperrholz ausgebaut. Die Bewohner durften die Farbe wählen.



Adrian Streich Architekten

L(i)ebenswerte Wohnmaschine

In Green City, Zürichs jüngstem Neustadtgebiet, entsteht auf einem ehemaligen Industrieareal ein dicht bebautes Wohnquartier. Adrian Streichs Wohnblock öffnet sich zu einem Innenhof, der Zurückgezogenheit und Gemeinschaftlichkeit zugleich verspricht.

Text: Adrian Streich Architekten, Fotos: Roland Bernath





Wohnhaus B3 Green City, Zürich

Der Wohnbau wird als Wohnmaschine interpretiert. Von einer grosszügigen Eingangshalle aus erschliessen zwei Treppenhäuser jeweils vier Wohnungen pro Geschoss. Ein halbgeschossiger Versatz zwischen den beiden Haushälften erzeugt im Erdgeschoss unterschiedliche Raumhöhen bis zu 4,3 Metern. Zum Spinnereiplatz hin sind eine Bäckerei mit Café und der Gemeinschaftsraum für alle gemeinnützigen Wohnbauträger des Areals untergebracht, in den übrigen Bereichen liegen Atelierwohnungen.

Ein acht mal zehn Meter messender Innenhof gibt dem Wohnhaus eine Mitte. Der im Splitlevel verlaufende Balkonring dient als privater Aussenraum und ermöglicht nachbarschaftliche Besuche; da er keine Fluchtwegfunktion erfüllt, kann er frei möbliert werden. Im ersten Obergeschoss und im Dachgeschoss angeordnete Wintergärten und Dachterrassen sind allen Bewohnern zugänglich.

Die Wohnungen in den mittleren Geschossen sind um den Innenhof gruppiert. Während sich deren Wohn-/Essbereiche zum gemeinschaftlichen inneren Freiraum orientieren, richten sich die übrigen Zimmer nach aussen.

Die hinterlüftete Fassade sollte eine robuste Konstruktion sein. Die Kombination von Betonelementen, Faserzement-Wellplatten und Aluminium erinnert an die industrielle Vergangenheit des Areals und verstärkt das serielle Moment der Wohnmaschine. Die Faserzement-Wellplatten haben als Material eine hohe Wertigkeit, und das schöne Licht- und Schattenspiel verleiht der Fassade zusätzlich Tiefe. Durch die Lasur bleibt die Zementstruktur gut sichtbar; im Streiflicht wirkt die Oberfläche fast samtig. Im Hof und in den Loggien reflektieren die weiss getünchten Faserzement-Wellplatten das Sonnenlicht und schaffen helle, freundliche Aufenthaltsorte.

Standort: Maneggplatz 34 / Maneggstrasse 75, Zürich (Baufeld B3 Süd)

Bauherrschaft: Genossenschaft Hofgarten, Zürich

Architekten: Adrian Streich Architekten AG, Zürich

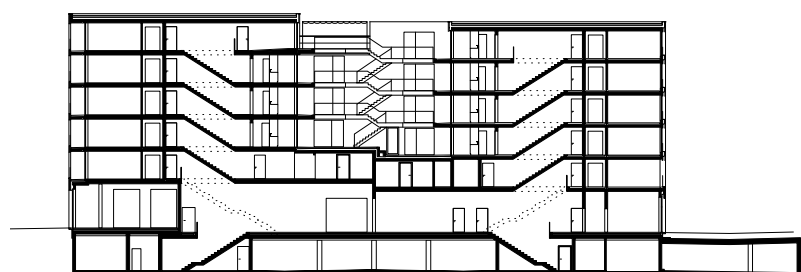
Bauzeit: 2015–2017 (Wettbewerb, 2011)

Fassadenbau: Durrer AG, Alpnach Dorf

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatte Ondapress 36, Lasur Warmgrau N214 (Hauptfassade) und Blanc P113 (Loggien, Innenhof, Balkone, Dachterrasse)

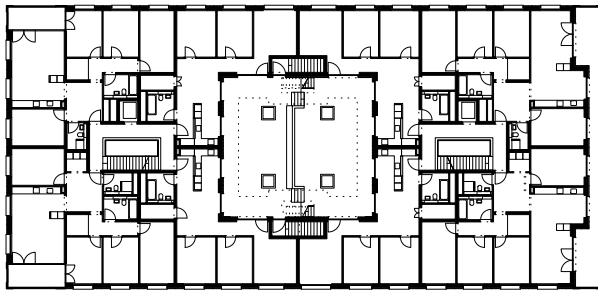


Die Balkone rings um den gemeinschaftlichen Innenhof erleichtern den Kontakt zu den Nachbarn.

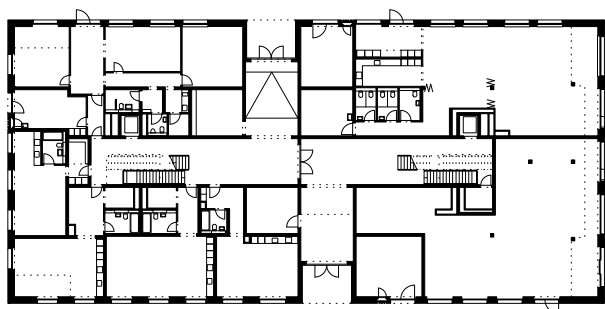
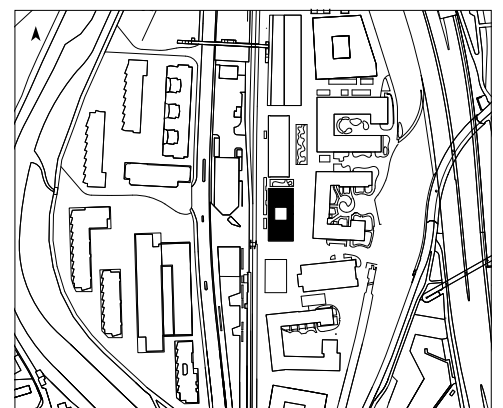


Längsschnitt

WOHNBAU: SIEDLUNGEN



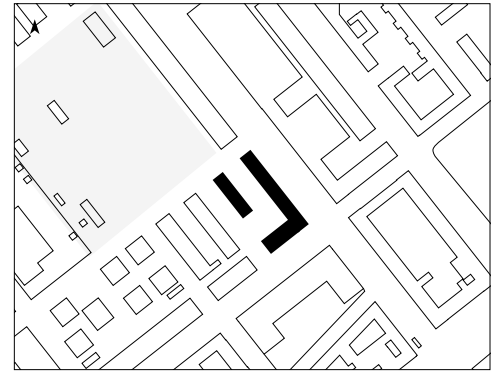
2. Obergeschoss



Erdgeschoss



Königlarch Architekten Wohnhausanlage Bike City und Time 2 live, Wien



Dieses Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, Anreize zur Nutzung umweltfreundlicher Verkehrsmittel zu bieten. Einige bauliche Massnahmen erleichtern das und motivieren: ein einfacher und komfortabler Zugriff auf das eigene Fahrrad, grosszügige Erschliessungsflächen, kurze Wege sowie verschiedene Möglichkeiten, die unterschiedlichen Ansprüchen genügen, um das Fahrrad sicher unterzubringen. Besonders attraktiv sind die extragrossen Transportlifte, in denen man Fahrräder mitnehmen kann, und die Abstellplätze direkt bei den Wohnungseingängen. Für die 99 Wohnungen wurden etwa 330 Fahrradstellplätze und separate Räume für Kinderfahrräder geschaffen.

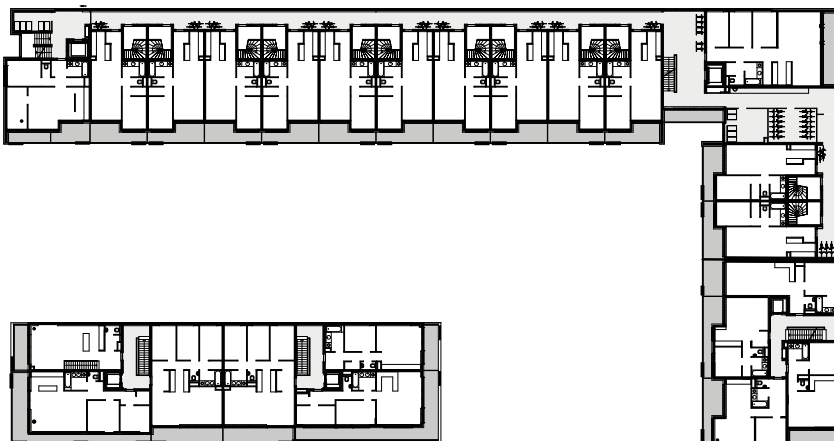
Die unverwechselbare, markante Architektur, die Massstäblichkeit der Baukörper und die differenzierte Gestaltung der Freiräume sollten in Bike City dazu führen, dass sich die künftigen Mieter stark mit ihrer Anlage identifizieren. Die Erdgeschosszone samt vorgelagertem Aussenraum steht den Einrichtungen für Fahrrad und Wellness zur Verfügung. Die Aussenhaut der vorwiegend hinterlüfteten Bauteile zeigt diverse Oberflächen wie Faserzementplatten, Profilbleche und Alu-Glas-Konstruktionen.

Standort: Vorgartenstrasse 130–132, Wien
Bauherrschaft: Gesiba, Wien (Bike City);
Projekta, Wien (Time 2 live)

Architekten: Königlarch, Wien (Claudia König,
Werner Larch)

Bauzeit: 2006–2008 (Wettbewerb, 2003)

Fassadenbau: Thyssen-Krupp Systembau, Wien
Fassadenmaterial: Faserzementplatte Auria C
6710 (Bike City); Faserzementplatte Auria T
Sonderfarbe (Time 2 live)



Gmür & Geschwentner Wohnüberbauung Roost, Zug, Schweiz



Preisgünstiger Wohnungsbau mit Seeblick in der Stadt Zug, einer der steuergünstigsten Gemeinden der Schweiz? Das alleine ist schon eine Sensation! Die vier Häuser, deren Adressen prägnante, teils brückenartig ausgebildete Eingangsportale markieren, weisen einen vielfältigen Wohnungsspiegel auf. Aus der Hanglage werden in den unteren zwei Geschossen Maisonettes gewonnen, je mit patioähnlichem Aussensitzplatz. Im Übrigen dominiert der bewährte Wohnungstyp mit grosser Wohnküche, Rundlauf um einen zentralen Nasszellenkern und klar voneinander abgetrennte Tag- und Nachtbereiche. Grosswohnungen profitieren von der Ecklage. Die unteren beiden Häuser weisen zudem Attikageschosse auf.

Die Fassaden schöpfen ihre architektonische Kraft aus der schieren Länge der Baukörper. Durchlaufende Balkone auf beiden Längsseiten betonen die Grosszügigkeit optisch. Eine pastellig bleiche Farbgebung für die feingliedrig gestalteten Geländer, die Stahlstützen und die Deckenuntersichten verleihen den Häusern eine beschwingte Leichtigkeit. Die weiss lackierten Faserzement-Wellplatten und die blau-weiss gestreiften Balkonmarkisen runden die mediterrane Stimmung ab.

Standort: Fridbachweg 1–3, 5–9, 11–17, 19–23, Zug

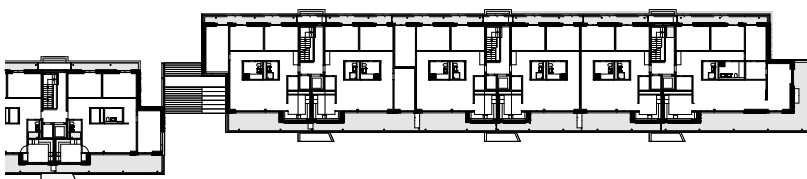
Bauherrschaft: Stadt Zug, AWZ Allgemeine Baugenossenschaft Zug, Gewoba Genossenschaft für gemeinnützigen Wohnungsbau

Architekten: Gmür & Geschwentner, Zürich

Bauzeit: 2004–2008 und 2010–2013
(Studienauftrag, 2001)

Fassadenbau: Gerber & Gadola Fassaden AG, Cham

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatten Ondapress 36, Nobilis, weiss (Spezialfarbton)



Transparadiso Überbauung Stadtwerk Lehen, Salzburg



Bei der städtebaulichen Planung und der Errichtung der sozialen Wohnbauten sollte ein urbanes Viertel entstehen, mit einer zukunftsorientierten neuen Identität für den Stadtteil Lehen, die über die Grenzen des Salzburger Stadtwerkareals hinausreicht. Das Quartier sollte auch ein zeitgenössischer Gegenpol zum historischen Stadtzentrum werden. Die Wohnungsgrundrisse werden gemäss den Wohnbau-förderrichtlinien in sehr unterschiedlichen Grössen angeboten. Eingeschlossen ist das Modellprojekt «Wohngruppe 50+», das elf unterschiedliche Wohnungstypen bietet; dazu gehört ein Gemeinschaftsbeziehungswise Mehrzweckraum für Personen der mittleren Generation, die an einer gemeinschaftlichen Wohnform in der nachfamiliären und nachberuflichen Lebensphase interessiert sind. Das Projekt ist Teil des EU-Programms «Concerto II – Green Solar Cities» und beinhaltet ein innovatives und gesamtheitliches Energiekonzept: einen Niedrigenergiehaus-Standard, eine Gross-Solaranlage, eine effiziente Energieverteilung mit Mikro-netz und eine Photovoltaikanlage.

Standort: Inge-Morath-Platz 1–37, Salzburg, Österreich

Bauherrschaft: gswb und Heimat Österreich, Salzburg

Architekten: Transparadiso, Wien

Bauzeit: 2009–2013 (Wettbewerb, 2006)

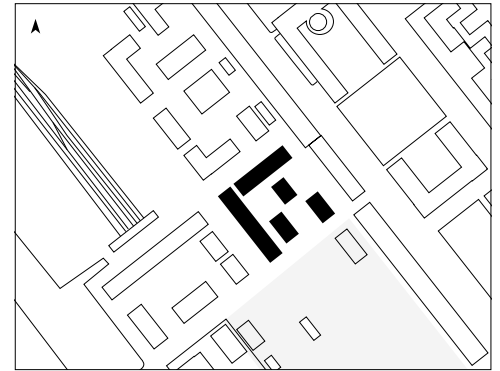
Fassadenbau: Arge Hillebrand-Ebster-Steiner, Radstadt

Fassadenmaterial: Faserzementplatte Auria, Weiss P113

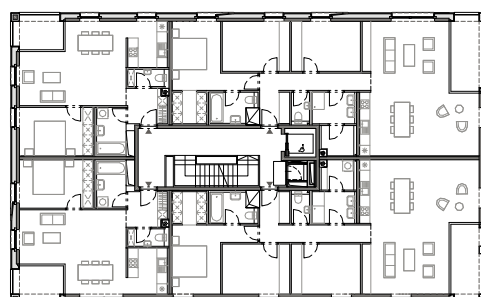




Baumschlager Eberle Wohnüberbauung Bednar Park Residences, Wien



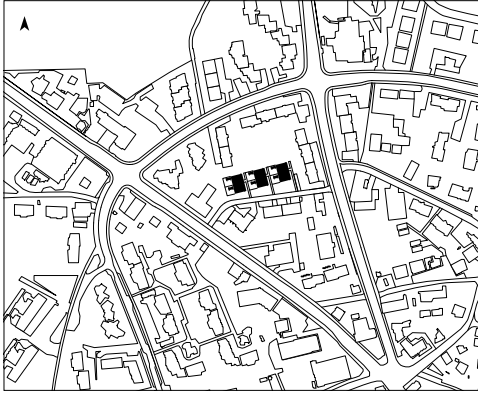
Die Eigentümer sollen in den Genuss von Wohnkomfort und wertvollem Grünraum kommen. Als Bautypus wurde das Punkthaus gewählt, damit optimale Sichtverbindungen zwischen Park und Wohnungen entstehen. Entlang der grünen «Fluchten» zum Park verbinden zweigeschossige Baelemente die Punkthäuser: Sie enthalten Maisonettes und öffentliche Räume. Die Möglichkeit, im Stadtraum zu flanieren und den Grünraum zu erleben, sowie die Präsenz als «gute Adresse» im neuen Stadtquartier zeichnen die Wohnhausanlage aus. Als Bindeglied in der Abfolge vom Aussen zum Innenraum dient der offene Hof, wo ein Mikrokosmos an Atmosphären die übliche starre Ordnung solcher Freibereiche ersetzt. Flexibilität ist auch ein Prinzip der Wohnungen. Aufgespannt zwischen den tragenden Fassaden und den Treppenhäusern sind die Flächen nutzungsneutral und lassen sich rasch auf die Anforderungen der Eigentümer abstimmen. Die Fassaden formulieren ein interessantes Wechselspiel von hohen Öffnungen und geschlossenen Wandtafeln – die Physiognomie der Gebäude ist daher kurzweilig, sie erzählt von einer rationalen Baustruktur und den individuellen Wohnvorstellungen der Eigentümer.



Standort: Rudolf-Bednar-Park, Wien
 Bauherrschaft: BAI
 Wohnungseigentumsges.m.b.H., Wien
 Architekten: Baumschlager Eberle, Wien
 Generalunternehmung: Strabeg AG, Wien
 Bauzeit: 2012–2013, Planungsbeginn 2008
 Fassadenbau: Pasteiner GmbH, St. Pölten
 Fassadenmaterial: Faserzementplatte Carat,
 Elfenbein 7092



Atelier Strut Siedlung Hofwiesenweg, Winterthur, Schweiz



Die drei Mehrfamilienhäuser entlang des Hofwiesenwegs erweitern den Strassenraum. Sie verdichten den Bestand, schliessen ein Geviert ab, definieren einen Hof mit altem Baumbestand und lassen gleichzeitig eine Durchlässigkeit zu, von der auch die Nachbarschaft profitiert: Die fein detaillierten Baukörper vermögen das ganze Quartier aufzuwerten. Der Ausdruck der Gebäude orientiert sich am historischen, ländlichen Charakter des Stadtteils Winterthur-Seen. Auf dem Grundstück stand vorher ein Ökonomiegebäude, dessen Westseite wie hier üblich

geschindelt war. Nun prägt ein einfacher, solider Mantel aus Faserzement-Wellplatten (Dachflächen und Ostfassade) und Faserzement-Fassadenschiefer (Süd-, West- und Nordfassaden) die drei Neubauten und verbindet sie optisch. Es wurde bewusst ein einfaches, gängiges und farblich zurückhaltendes Material gewählt, das sich diskret eingliedert. Die hochwertige Verarbeitung und Detaillierung werten den Ort aber subtil auf. Auch seine Beständigkeit war bei der Materialwahl ein zentrales Argument. Die Wohnungen sind ost-west-orientiert und fangen an der Strassenseite die Südsonne ein. Die dreiseitige Ausrichtung aller Wohnungen macht den Tageslichtverlauf erlebbar und bietet vielseitige Ausblicke. Überhohe Räume im Attikageschoss schaffen eine grosszügige Atmosphäre.

Standort: Hofwiesenweg 5/7/9, Winterthur-Seen

Bauherrschaft: AKU Holding, Winterthur

Architekten: Atelier Strut, Winterthur

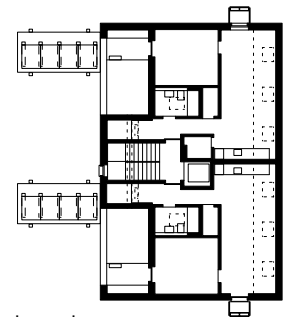
Landschaftsarchitekt: Tony Raymann, Dübendorf

Bauzeit: 2015–2017

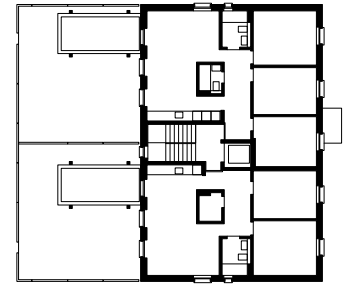
Fassadenbau: Scherrer Gebäudehüllen AG, Henggart

Fassadenmaterial: Faserzement-Wellplatte Ondapress, lasierte Oberfläche; Faserzementschiefer Waben 200/200 mm, Naturgrau

Zu diesem Bau ist eine Publikation erhältlich unter www.strut.ch.



Dachgeschoss



Obergeschoss



Erdgeschoss

Der jeweils westseitig angeordnete Balkonturm rhythmisiert das Ensemble und verbindet die Stockwerke optisch.

Zusammen mit den hochformatigen Holzmetallfenstern und den Rafflamellenstoren aus Aluminium garantiert die Fassade aus Faserzementplatten Langlebigkeit und gute Alterung.



KNOW-HOW – Zweimal jährlich öffnen das Eternitwerk und die Handformerei in Payerne ihre Türen. Kunden erfahren dabei Wissenswertes über die Herstellung und die Verarbeitung des Rohmaterials und können in der Handformerei selbst ein einfaches Gefäss herstellen.



EIN STOFF FÜR VIELES

Nahe Fribourg und unweit des Neuenburgersees liegt Payerne. Der Ort mit seinen knapp 10 000 Einwohnern ist hauptsächlich wegen des Militärflugplatzes der Schweizer Luftwaffe bekannt, der im Land der grösste ist. In unmittelbarer Nähe zum Bahnhof befindet sich jedoch auch eines von fünf Werken des Faserzementherstellers. Nicht nur die bekannten Dachschieferplatten werden hier produziert, in Payerne befindet sich insbesondere eine der zwei Handformereien des Unternehmens. Hier werden Pflanzgefässe und Sitzmöbel in Serie manuell hergestellt, aber auch individuelle Projekte bearbeitet.

Am Anfang jedes Objekts steht dabei genau dasselbe Ausgangsmaterial wie für die Dach- und Fassadenelemente: feuchte Platten aus Zement, Zellstoff und Kunstfasern. Ein Filz, auf Rollen aufgespannt, taucht immer wieder in ein Bassin ein, in dem sich die rohe Mischung befindet. Lage für Lage, bis die gewünschte Materialdicke erreicht ist. Dieses Produktionsverfahren erfand bekanntlich 1900 der Österreicher Ludwig Hatschek, der eine Papiermaschine für diese Anwendung umbaute. «Wir können auf unseren Maschinen Platten mit sechs bis zwölf Millimetern Dicke herstellen, und das auf eine Länge von bis zu drei Metern», erläutert Engin Cuskun, Produktmanager. «Eine natürliche Grenze ist bei etwa

Zweimal jährlich findet der Tag der Manufaktur statt, an dem die Eternit (Schweiz) AG ihre Kunden einlädt, Werk und Handformerei zu besichtigen.

Neben Führungen können sich die Besucher auch daran versuchen, ein einfaches Gefäss selbst herzustellen.



15 Millimetern Dicke erreicht, denn je dicker die Platten sind, desto schwerer und schlechter handhabbar werden sie für die Former.» Die fertig aufgeschichteten Platten werden vom Filz abgenommen, die Formen für die Dachschieferelemente gestanzt und schliesslich gepresst. Das Wasser tritt aus und der Abbindungsprozess des Zements beginnt.

Im Unterschied zu diesem Vorgehen wird das Ausgangsmaterial für die Handformerei nicht gepresst, sondern im feuchten Zustand mit entsprechenden Schablonen zugeschnitten. Die Rohlinge kommen auf die Werkische in der Nachbarhalle zur Weiterbearbeitung. «Beim Handform-Prozess brauchen wir die Feuchtigkeit für die Formbarkeit. Sobald der Rohling geschnitten ist, haben wir etwa zwei bis drei Stunden Zeit, das Material zu verarbeiten», so Cuskun. «Danach wird es schon zu spröde – zwar kann man es dann noch befeuchten, aber die Stabilität des Werkstoffs leidet.» Aus den Rohlingen fertigen die Handwerker in den entsprechenden Holzformen die Pflanzgefässe und Möbel. Jeder Rohling wird dabei angehaut, zusammengesügt und manuell sowie mit einem Handkompressor verdichtet. Schwere körperliche Arbeit ist das, sowohl das Heben und das Setzen der Platten als auch das Einschlagen der Platten in die Formen. Kleinste Risse, die dabei entstehen können, sind korrigierbar – tiefe Risse gefährden jedoch die Froststabilität der Gefässe und sind statische Schwachstellen.

Die Ideen zu den Objekten kommen von Designern, mit denen der Faserzementhersteller schon lange zusammenarbeitet, oder entstehen im Austausch mit Designschulen. «Fast wichtiger als das Objekt selbst ist aber, dass die benötigte Schalung entwickelt wird», sagt Cuskun. «Bei manchen Gefässen können wir die fertigen Produkte mit Luftdruck aus der Form drücken, andere werden über Scharniere geöffnet, wieder andere benötigen zwei Formen, die in verschiedene Richtungen aus dem getrockneten Objekt genommen werden.» Das Faser-

zementwerk entwickelt die Negativformen gemeinsam mit einem lokalen Formenbauer und lässt sie von ihm produzieren, die Wartung der Formen übernimmt die Herstellerfabrik. So entstanden in den vergangenen Jahren immer wieder neue Serien, die in die reguläre Produktion des Unternehmens aufgenommen werden. Doch auch Einzelproduktionen sind möglich – vom Lampenschirm über Fruchtschalen bis hin zu Raumtrennern reichen die Erfahrungen. «Bei Neuentwicklungen muss man die Materialeigenschaften, die Bearbeitbarkeit durch den Menschen und die Ein- und Ausformung bedenken», schliesst Engin Cuskun. «Wenn man das Material nicht überbiegt und sich in den menschen- und maschinenmöglichen Formaten bewegt, ist an sich alles möglich.»

Katinka Corts

Einer von derzeit insgesamt fünf Produktionsstandorten der Swisspearl Group liegt im westschweizerischen Payerne.

In Payerne befindet sich eine der zwei Handformereien, in der unter anderem Pflanzgefässe, Sitzmöbel sowie Formstücke für Dachabschlüsse manuell geformt werden.

An den Standorten in Österreich und Deutschland werden vor allem Fassaden- und Dachplatten hergestellt. Das Werk in Slowenien stellt hauptsächlich Wellplatten und Formstücke her.





DESIGN – Den Hocker für die legendäre Gartenausstellung G59 entwarf Ludwig K. Walser als Schüler an der Kunstgewerbeschule. Seit der Wiedereröffnung des Museums für Gestaltung Zürich wird der Sitz als Reedition produziert.

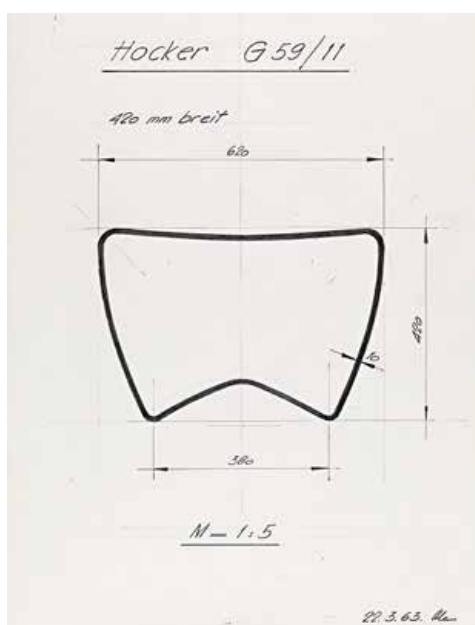
IM FREIEN SITZEN



Für die Wiedereröffnung des frisch renovierten Museums für Gestaltung Zürich wurde der elegante Hocker G59/11 in Kooperation mit Eternit (Schweiz) AG als Reedition produziert. Der Hocker ist auf der Dachterrasse des Museums ausgestellt und wird im Museumsshop verkauft.

Den auf einem verformten Zylinder basierenden Sitz entwarf Ludwig K. Walser (1936–2016) 1959 für die erste Schweizerische Gartenbau-Ausstellung (G59) in Zürich. Der Hocker steht für die Nachkriegsmode und eine neue Gartenkultur, die das Sitzen im Freien zelebriert.

Walser war Schüler an der Kunstgewerbeschule (heute ZHdK), zu der das Museum für Gestaltung schon immer gehörte. Willy Guhl, sein Lehrer und der Designer der berühmten Sitzschlaufe (Standstuhl), nahm mit seinen



Schülern am von der G59 ausgeschriebenen Wettbewerb teil. Walser erzielte mit seinem Hocker den zweiten Preis, der Hocker kam an der Gartenbau-Ausstellung zum Einsatz. Nach seiner Ausbildung an der Kunstgewerbeschule machte Ludwig K. Walser Karriere als Produktdesigner. Einige seiner Entwürfe befinden sich in der Designsammlung des Museums (siehe www.emuseum.ch). Die im Eternit-Werk in Payerne gefertigte Reedition entspricht den Massen des Originals und ist am eingprägten Schriftzug erkennbar.

Renate Menzi

Hocker G59/11
Entwurf: Ludwig K. Walser, 1959
(siehe www.emuseum.ch)
Reedition: Museum für Gestaltung Zürich /
Eternit (Schweiz) AG, 2018

CARTE BLANCHE & JAUNE – Das slowenische Architekturbüro Bevk Perović realisiert seit vielen Jahren Wohnbauten unterschiedlicher Art und Grösse, die viel Beachtung und Anerkennung finden. ARCH bat die beiden Büroinhaber, die Erkenntnisse ihrer Auseinandersetzung darzulegen.

GEMEINSCHAFTLICH: ZWISCHEN PRIVAT UND ÖFFENTLICH

Wenn wir über Städte und ihre Architektur sprechen, denken wir meistens an Projekte, die mit Öffentlichkeit zu tun haben – an Gebäude wie Museen, Theater, Parlamentsgebäude sowie Räume wie Plätze, Einkaufszentren, Strassen. Paradoxaerweise vergessen wir oft, dass bis zu neunzig Prozent dessen, was wir sehen oder als «Stadt» wahrnehmen, Wohnbauten sind. Sie lassen Strassen und Plätze innerhalb des Stadtraums «erscheinen», sie rahmen die Öffentlichkeit und prägen die Atmosphäre der Stadt.

Deshalb ist der Bau von Wohnungen und Siedlungen auf zwei Ebenen besonders wichtig. Auf der Ebene der Bewohner und ihres Alltags: Da denken wir an Privatsphäre, Intimität, Benutzbarkeit und soziale Interaktion; und auf der Ebene der Interaktion zwischen Wohnungsbau und Stadt: wie sich Wohnungsbau und seine Logik selbst zur Stadt «fügt», konzeptuell, sozial oder strukturell. Weil wir das so sehen, versuchen wir unsere Wohnprojekte als winzige Teile autonomer «Logik» zu entwickeln, als Gedankenstränge, die ihre eigenen Charaktere, Stimmungen und sozialen Konzepte aufbauen. So sprechen sie sowohl als «unabhängige» Projekte «für sich selbst» wie auch als logische und doch spezifische Ergänzungen des Stadtraums, den sie «kolonisieren».

Wohnungsbau ist stark reglementiert, insbesondere sozialer Wohnungsbau, der lange Zeit die Hauptarbeit unseres Büros war. So sind etwa Grössen von Zimmern, Badezimmern und Küchen, Lichtmenge und Lüftungssysteme vorgeschrieben. Deshalb spielt die «Spezifizierung» dieser Projekte oft auf einer ganz anderen Ebene: jener des gemeinsamen Raums – des Raums zwischen Intimität und Häuslichkeit, zwischen (reglementierter)

Einheit und Stadt, zu der sich das Projekt schliesslich hinzufügt.

Die vage Idee des Gemeinsamen – weder öffentlich noch gemeinschaftlich – ist beim Wohnungsbau erstaunlich wenig reguliert und «frei» von Gesetzen. Es wird zum Raum des Experimentierens und der Interaktion. «Gemeinsame» Räume verwischen die Grenze zwischen öffentlich und privat, zwischen Intimem und Sozialem, zwischen dem «Zimmer» und der «Stadt». So können sie die Beziehungen zwischen den Bewohnern eines einzelnen Blocks, einer Siedlung und der Stadt unterstützen und beschleunigen.

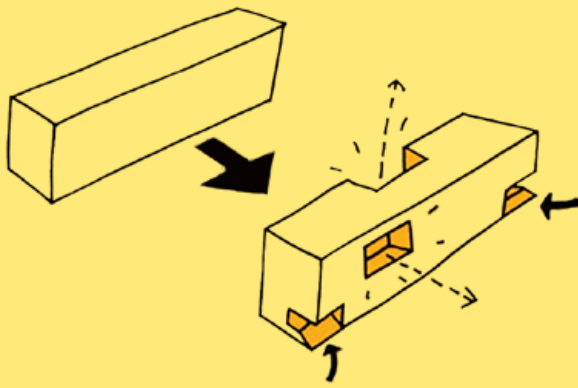
Ob es die Ausgestaltung der Balkone ist, scheinbar zum Privatgebrauch bestimmt und doch an der «gemeinsamen» Vision des Quartiers teilhabend, die Grünflächen, die sich in Wohnzimmer für ganze Quartiere verwandeln, oder die Einheiten eines Gebäudes, die mit ihren offenen Zugängen ein «Gefühl» des Dorfes vermitteln, aus dem die Bewohner kommen – die Vorstellungen über das «Gemeinsame» sind vielfältig. Sie wechseln von Projekt zu Projekt, immer aber mit demselben Ziel: eine soziale Logik aufzubauen, einen Charakter, möglicherweise sogar eine Atmosphäre – für jedes individuelle Projekt.



BEVK PEROVIĆ ARCHITEKTEN LJUBLJANA, SLOWENIEN
Matija Bevk und Vasa J. Perović gründeten ihr Architekturbüro 1997. In ihrem Portfolio befinden sich verschiedenste Projekte unterschiedlicher Massstäbe: grosse soziale und kommerzielle Wohnbauprojekte, öffentliche Kulturbauten, Universitätsgebäude, Museen, Büros, Kongressgebäude sowie individuelle Wohnhäuser. Das Architekturbüro wurde mit zahlreichen internationalen Preisen ausgezeichnet.

Matija Bevk, 1972 in Ljubljana, Slowenien, geboren, Studium mit Abschluss 1999 an der Fakultät für Architektur der Universität Ljubljana, Slowenien.

Vasa J. Perović, MA BiA, 1965 in Belgrad geboren, Studium mit Abschluss 1992 an der Fakultät für Architektur der Universität Belgrad. 1992–1994 Master's Degree am Berlage Institute of Architecture, Amsterdam.

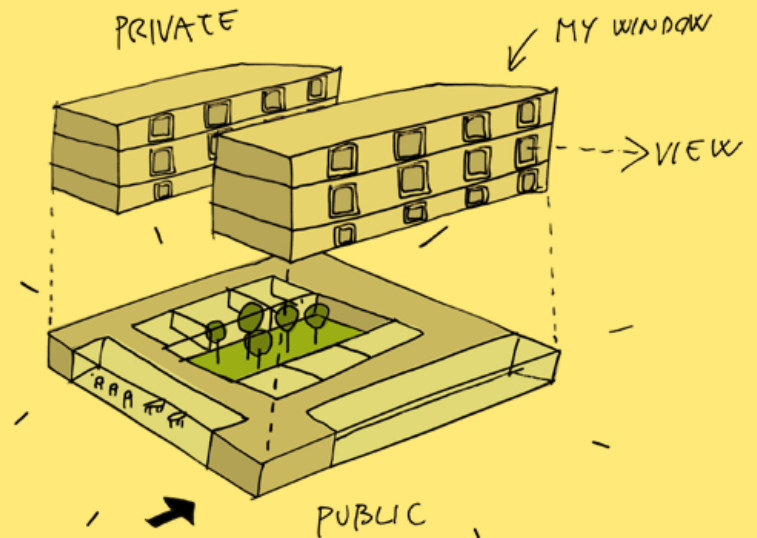
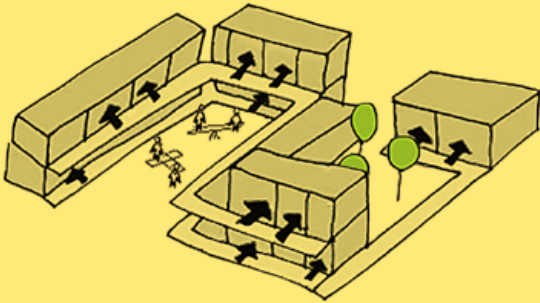


NON-PROFIT-WOHNBAU POLJANE,
MARIBOR, 2002 – 2007

Das kleine Grundstück, eingeklemmt zwischen stark befahrenen Strassen, besteht aus gemeinsamen Räumen wie Spielplätzen usw., die als «Zimmer» innerhalb des Block-Volumens eingefasst sind und die Sicht auf die ferne Stadt einrahmen. Vorfabrizierte Balkone, in scheinbar zufälligen Abständen platziert, unterstreichen die Individualität der Einheiten innerhalb der kollektiven Form.

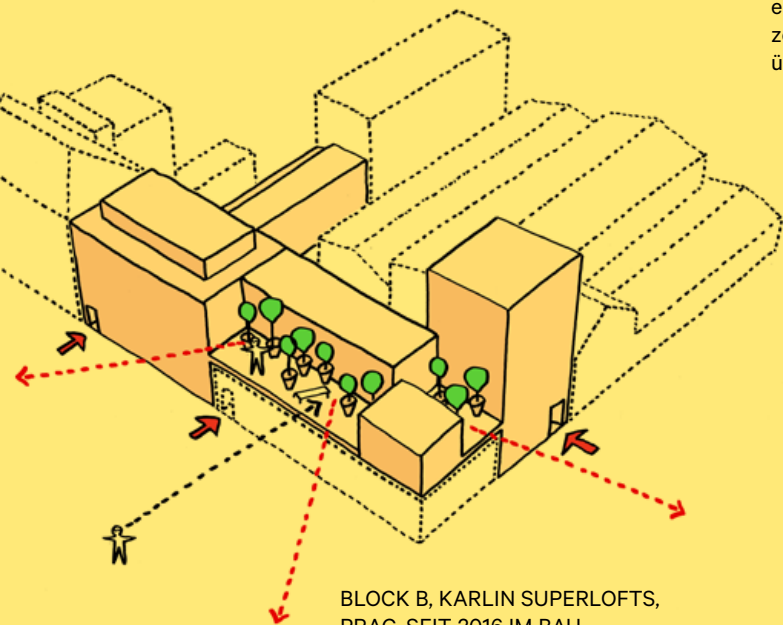
NON-PROFIT-WOHNBAU CVG,
LJUBLJANA, 2002 – 2007

Die Wohnungen ohne Balkone, ursprünglich für Flüchtlinge gebaut, mäandrieren zwischen zwei «Polen»: einem kleinen, fast urbanen Einkaufszentrum und einem grünen Garten. Die Gemeinschaftszonen werden genutzt wie Räume im Dorf. Auch der Massstab aller vier «Mäander» ist dörflich und weckt so die Vorstellung vom sozialen «Massstab» des Kollektiven.



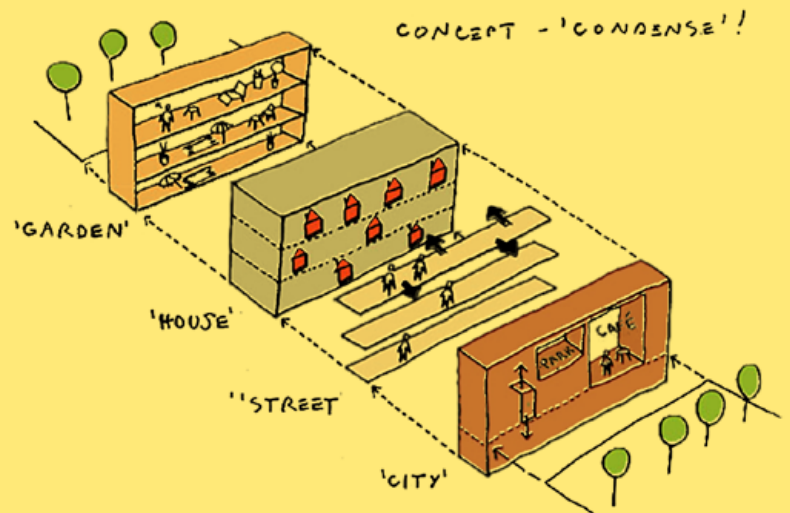
STUDENTENWOHNUNGEN POLJANE,
LJUBLJANA, 2003 – 2006

Das Erdgeschoss bietet sich als Plattform für gemeinschaftliche und gemeinsame Räume an, die zu einer «Suppe» öffentlicher Raumprogramme verbunden sind, sozusagen als sozialer Kondensator. Darüber liegen sich wiederholende Einheiten zu je zwei Zimmern um einen Kern aus Badezimmer und Küche. Grosse Fenster zeichnen die Wohn-/Essbereiche aus, die wie Augen über die Stadt blicken.



BLOCK B, KARLIN SUPERLOFTS,
PRAG, SEIT 2016 IM BAU

Die Verdichtung von verschiedenen Wohnungstypen und Gebäuden, die um eine gemeinsame Terrasse über der Stadt angeordnet sind, «stellt» den Stadtblock wieder «instand». Die komplexe Ergänzung zur Stadt kann als Simulation des Prozesses (historischer) Schichtung zu dessen (möglicher) zukünftiger Ausprägung führen.



ALTERSWOHNUNGEN,
TREBNJE, 2005 – 2008

Alterswohnungen in einer kleinen Stadt: Die meisten Bewohner kommen aus der ländlichen Umgebung. Die lineare Schichtung der Raumprogramme kommt im Bereich eines breiten – sowohl privaten als auch gemeinschaftlichen – Balkons zum «Abschluss» und ersetzt die Gärten, welche die Bewohner in ihren Dörfern zurückgelassen haben.

IMPRESSUM

ARCH
Architektur mit Faserzement
Abonnemente/Adressänderungen
arch@eternit.ch

Herausgeber

Eternit (Schweiz) AG
Niederurnen
www.eternit.ch

Eternit Österreich GmbH
Vöcklabruck
www.eternit.at

Eternit Slovenija d.o.o.
Deskle
www.eternit.si

Swisspearl Deutschland GmbH
München
www.swisspearl.de

Beirat

Michèle Rüegg Hormes,
sparc studio GmbH, Uitikon
Martin Tschanz,
Dozent ZHAW

Hans-Jörg Kasper
Marco Pappi
Roger Probst

Redaktion
Michael Hanak, Zürich

Lektorat und Produktion
Marion Elmer, Zürich

Übersetzung aus dem Englischen
Nina Toepfer, Zürich

Korrektur
Barbara Geiser, Zürich

Gestaltung
Schön & Berger, Zürich

Plangrafik
Deck 4, Zürich

Druck
Buchdruckerei Lustenau,
Lustenau

Rechtliche Hinweise

Alle Texte, Bilder und Grafiken in dieser Publikation werden durch das Urheberrecht geschützt. Wir danken den Urhebern für die Zurverfügungstellung des Publikationsmaterials. Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren. Kein Teil dieses Werks darf in irgendeiner Form vervielfältigt, verbreitet, weiterverarbeitet oder Dritten für kommerzielle Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

Die Inhalte dieser Publikation wurden mit grösster Sorgfalt zusammengestellt und geprüft. Trotzdem übernimmt der Herausgeber keine Garantie für die Fehlerfreiheit oder die Richtigkeit aller Angaben. Die Pläne stellten die Architekten freundlicherweise zur Verfügung. Die Detailpläne wurden zur besseren Lesbarkeit überarbeitet; für deren Richtigkeit kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Abbildungen

U1 Jürg Zimmermann, Zürich
U4 oben: Christian Beutler, Keystone, Zürich; unten: Wilson Wooton, Zürich

S. 2–3 U-TT / Alfredo Brillembourg, Zürich

S. 4 Hans Schönwetter-Elmer, Glarus

S. 5 Jürg Zimmermann, Zürich

S. 6–7 Patric Sandri, Zürich

S. 12–17, 18 oben Jürg Zimmermann, Zürich

S. 18 unten, 19 Roman Keller, Zürich

S. 20 Michael Meier & Marius Hug
Architekten AG, Zürich

S. 22–23 Jürg Zimmermann, Zürich

S. 24–27 Rory Gardiner, London

S. 28–31 Roland Bernath, Zürich

S. 32 Rupert Steiner, Wien

S. 33 Roger Frei, Zürich

S. 34 Transparadiso und Hermann Seidl,
Salzburg

S. 35 Eduard Hueber & Ines Leong,
Archphoto Inc., Brooklyn

S. 36–37 Claudia Luperto, Winterthur

S. 38–39 Tina Ruisinger, Zürich

S. 40–41 Museum für Gestaltung,
Designsammlung, ZHdK, Zürich

S. 42–43 Bevk Perović, Ljubljana

EPILOG

Unterschiedliche Lebenslagen

Liebe Leserinnen und Leser!

Wohnen beschäftigt uns – weltweit. Im Jahr 2015 suchten wir im Rahmen einer Summerschool an der ETH Zürich gemeinsam mit Urban-Think Tank für das Entwicklungsprojekt «Empower Shack» nach einfachen und praktikablen Lösungen zur Aufwertung von informellen Siedlungen. Entstanden ist ein einfaches, zweigeschossiges Haus mit einer Fassade aus Faserzement, das Wohnen und Arbeiten unter einem Dach ermöglicht und sich schrittweise an die sich ändernden Bedürfnisse der Bewohner anpassen lässt.

Auch bei uns ist das Thema Wohnungsbau sehr aktuell. Viele der im Laufe des 20. Jahrhunderts entstandenen Wohnsiedlungen sind in die Jahre gekommen und nicht mehr zeitgemäss. Gefragt sind alternative Wohnkonzepte, die für die Zukunft nachhaltige Lebensräume schaffen. Die neuen Siedlungen in Bern, Zürich, Wien und vielen anderen europäischen Städten zeigen uns, dass es dabei um mehr als nur um verdichtetes Bauen geht. Nachhaltige Wohnbauten mit ästhetischen, ökologischen Gebäudehüllen bieten Wohnraum für unterschiedliche Bedürfnisse und Lebenslagen. Gleichzeitig schaffen sie mehr Raum für Gemeinschaft und fördern ein neues Bewusstsein für Mobilität. Bewusst selbstbewusst präsentieren sie sich in einer unpräzisen, sachlichen Art und Weise und liefern überzeugende Lösungen für die Anforderungen unserer Zeit!

Marco Steg, CEO Swisspearl Group



Swisspearl Deutschland GmbH
Feringastrasse 6
D-85774 München/Unterföhring
Telefon +49 (0) 89 99 216 156
info@swisspearl.de
www.swisspearl.de



Wohntouristen. Weisse Wände, Sockelleisten und Parkettboden – ein typisches unmöbliertes Interieur, wie man es von Wohnungsbesichtigungen und Architektur fotografieren kennt. Doch die labyrinthartige Abfolge von Räumen in unterschiedlichen Massstäben führt das Paradox vor Augen, mittels solch leerer Ansichten Dimensionen und Proportionen zu vermitteln. Die Besucher der diesjährigen Architekturbiennale von Venedig werden im Schweizer Pavillon sozusagen zu Touristen des Wohnens.

Schweizer Pavillon an der 16. Internationalen Architekturausstellung – La Biennale di Venezia 2018. Kuratoren: Alessandro Bossard, Li Tavor, Matthew van der Ploeg und Ani Vihervaara

